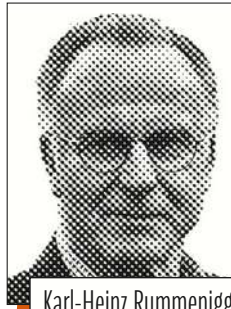
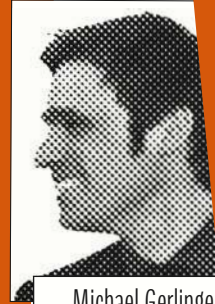


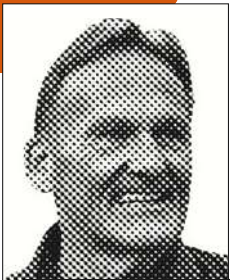
DIRTY



Karl-Heinz Rummenigge



Michael Gerlinger



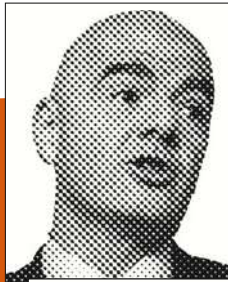
Hans-Joachim Watzke



Christian Seifert



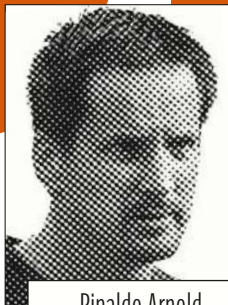
John



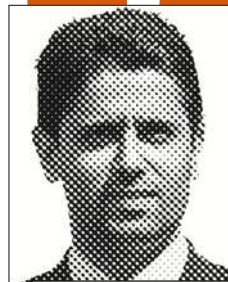
Gianni Infantino



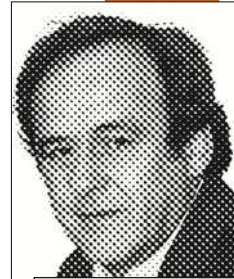
María Claudia Rojas



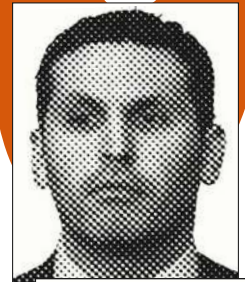
Rinaldo Arnold



Nasser Al-Khelaifi



Michel Platini



Khaldoun Al-Mubarak

Football Leaks Monatlang arbeitete ein Geheimbund um den FC Bayern München an einer privaten Eliteliga. Für diese Pläne hintergingen die Spitzenvereine die Verbände und restlichen Klubs.

Die Mail, die für die größte Revolution in der Geschichte des europäischen Fußballs sorgen könnte, fängt mit einem völlig harmlosen Satz an: »Hi Romano, ich habe einen weiteren interessanten Fall, für den wir Dich gerne mandatieren würden.« Michael Gerlinger sendete sie am 3. Februar 2016 ab, Empfänger war die internationale Anwaltskanzlei Cleary Gottlieb.

Gerlinger, 45, ist Chefjustiziar des FC Bayern München und so etwas wie das heimliche Gehirn des Rekordmeisters. Er tritt nur selten öffentlich auf, aber ohne ihn trifft Vorstandschef Karl-Heinz Rummenigge seit über einem Jahrzehnt keine wichtige Entscheidung mehr.

Gerlingers Mail ist brisant, man könnte auch sagen: purer Sprengstoff. Es geht um nichts weniger als die Zukunft des europäischen Fußballs. Gerlinger beauftragt die Anwälte, zu prüfen, ob der FC Bayern München aus der Bundesliga aussteigen könnte und ob er seine Spieler in Zukunft noch für die Nationalmannschaft abstellen müsste.

Die Bundesliga ohne Bayern München? Die Nationalmannschaft ohne Mats Hummels, Joshua Kimmich oder Manuel Neuer? Ist so etwas vorstellbar?

Im Jahr 2016 scheint alles vorstellbar zu sein, es ist eine Art Zäsur im internationalen Spitzenfußball. Der Weltverband

Fifa dümpelt nach einer Welle von Razzien und Verhaftungen führungslos umher.

Auch die europäische Vereinigung Uefa muss zusehen, wie ihr Präsident Michel Platini wegen einer Millionenzahlung des früheren Fifa-Chefs Joseph Blatter aus dem Amt geweht wird. Gleichzeitig steht die nächste Vergabe der Rechte an der Champions und Europa League bevor. Die Einnahmen für die beiden Wettbewerbe haben sich zwischen 2007 und 2017 nahezu verdreifacht und betragen mittlerweile über 2,2 Milliarden Euro.

Der Kampf, der nach Gerlingers Mail um all das viele Europapokal-Geld und um



die Macht im Spitzenfußball entbrennt, ist geeignet, um als Vorlage für eine Fußball-Neuaufgabe von »House of Cards« zu dienen. All die Volten, die Härten, die Hinterzimmergespräche lassen sich mithilfe eines Datensatzes rekonstruieren, den die Enthüllungsplattform Football Leaks dem SPIEGEL und seinen Partnern des internationalen Recherchenetzwerks European Investigative Collaborations (EIC) zur Verfügung gestellt hat.

Wer die Dokumente liest, bekommt ein Verständnis dafür, wer die tatsächlichen Entscheider im Fußballbusiness sind. Und wie rücksichts- und schamlos sie ihre Macht aufbauen, um ihrer Gier nach noch mehr Geld zu folgen. Es wird deutlich, warum der nationale und mittlerweile auch der internationale Wettbewerb in Vorhersehbarkeit erstarrt sind, warum es von der Champions League über die Bundesliga bis zur italienischen Serie A nur noch Abomeister gibt, die für gähnende Langeweile sorgen.

Auch deshalb steht der Fußball 2016 vor der Herausforderung, sich völlig neu aufstellen zu müssen. Nicht um für den Fan wieder vielfältiger, aufregender zu werden – sondern um weiterhin die Margen und die Reichweiten zu erzielen, die er sich im vergangenen Jahrzehnt aufgebaut hat.

Für dieses Ziel sind einige Klubs offenbar sogar bereit, die oft beschworene Solidarität zwischen den Vereins- und Ligabündnissen, die seit Jahrzehnten den europäischen Spitzenfußball organisieren, zu verraten. Sieben der weltbesten Klubs schließen sich heimlich zusammen. Ihr Credo scheint zu sein: Der Tod jeder Show ist die Langeweile. Und gegen die Langeweile hilft nur eine noch größere, noch grellere Show, die größte Fußballshow auf Erden: die Super League, eine Eliteliga, ein Allstarwettbewerb, der exklusiv den ersten Adressen des europäischen Klubfußballs vorbehalten ist. Jedes Spiel ein Spitzenspiel. Das ist der Plan des Geheimbunds.

Heute, im November 2018, scheint die Idee der Super League neuen Auftrieb zu erhalten: Wie aus dem Entwurf einer vertraulichen Absichtserklärung hervorgeht, den Real Madrid vor wenigen Tagen von einer Beraterfirma erhalten hat, sollen 16 Topklubs ein Papier zur Gründung einer solchen Liga unterschreiben. Demnach soll sie von der Saison 2021 an starten. Einer der in diesem Papier genannten 16: der FC Bayern München.

DIE VERLOCKUNG

Charlie Stillitano hat schon etliche verrückte Dinge gemacht. Als in den Neunzigerjahren die US-Profifußballliga gegründet wurde, heuerte er als erster Generaldirektor der New York/New Jersey Metro Stars an. Später bewies er dann sein feines Gespür für große Geschäfte – und konzentriert sich seitdem auf internationale Fußballspiele. 2014 organisierte Stillitano ein Match zwischen Manchester United und Real Madrid im Michigan Stadium, zu dem 109 318 Fans kamen. Bis heute ist das Rekord für ein Fußballspiel in den Vereinigten Staaten.

Stillitano, ein wuchtiger Mann mit Glatze, Hornbrille und Dreitagebart, sitzt heute oft in den VIP-Bereichen der mächtigsten Klubs Europas. José Mourinho, Startrainer von Manchester United, nennt Stillitano fast ehrfürchtig »Mr. Zero Mistakes«.

Am 17. Dezember 2015, das zeigen die Football-Leaks-Dokumente, schrieb Stillitano eine Mail an zwei Führungskräfte von Real Madrid, an den Generaldirektor José Ángel Sánchez und an die Marketingchefin, angehängt sei der aktuelle Entwurf für eine Super League: »Kann ich heute Eure Laptops benutzen, um die Präsentation zu zeigen? Danke, Charlie«.

Stillitanos Entwurf, gekennzeichnet mit dem Vermerk »Strictly Private and Confidential«, offeriert den Real-Entscheidern Folgendes:

- ▶ Die 17 Mannschaften mit der stärksten TV-Präsenz aus England, Spanien, Italien, Deutschland und Frankreich würden permanent in einer europäischen Liga gegeneinander antreten.
- ▶ Aus der Bundesliga wären Bayern München, Borussia Dortmund und Schalke 04 dabei.

▶ Als 18. Teilnehmer käme ein Team aus Portugal, Russland, den Niederlanden oder der Türkei hinzu.

▶ Die Liga würde 34 Wochen laufen, gespielt würde dienstags, mittwochs und samstags. Am Ende der Saison gäbe es eine K.-o.-Runde.

Die Diskussion um die Einführung einer Super League gibt es schon seit mehr als 30 Jahren. Immer wieder gab es Bestrebungen, den europäischen Fußball komplett zu reformieren und eine Liga für die Besten der Besten zu schaffen. Es wurden Geheimprojekte mit abstrusen Namen wie »Gandalf« entworfen, die Sonnenkönige des Fußballs wie der dama-

lige AC Mailand-Mäzen Silvio Berlusconi oder später Real Madrids Präsident Florentino Pérez waren von der Gründung einer Eliteliga fest überzeugt.

Aber keines der Projekte konnte mit Stillitano mithalten: In seiner Präsentation rechnet er vor, dass jeder der Topklubs Jahreseinnahmen von »500 Millionen Euro plus« erreichen könne. Zum Vergleich: Real Madrid, der Champions-League-Sieger von 2016, erhielt von der Uefa rund 80 Millionen Euro.

In einer Super League, in der nur die Topmannschaften jede Woche gegeneinander antreten, so stellt Stillitano in Aussicht, könnten sich die Gesamteinnahmen der Klubs verdreifachen. Bereits für den Zeitraum zwischen 2018 und 2021 könnten sie laut Stillitano bei sieben Milliarden Euro liegen.

Monate später, im August 2016, wird Karl-Heinz Rummenigge bei einem Treffen der European Club Association (ECA) eine heikle Aussage treffen. Er ist zu diesem Zeitpunkt seit acht Jahren Vorsitzender der ECA, des weltweit größten Vereinsbündnisses, das die Interessen von mehr als 220 Klubs vertreten soll. Rummenigge erklärt laut einem Sitzungsprotokoll, das »die großen Klubs große Angebote zur Entstehung einer Super League erhalten haben und die Uefa dann vor einigen Wochen ein Meeting mit den Vertretern einiger der großen Klubs einberufen hat, um mit einem Angebot die Einigkeit im europäischen Klubfußball zu erhalten«.

Rummenigges Botschaft ist klar: Die großen Klubs müssen mehr Geld und Macht von der Uefa erhalten, sonst würden sie eine eigene Liga gründen. Für die mittelgroßen und kleineren Vereine, deren Interessen die ECA eigentlich auch wahren muss, wäre ein solches Szenario ein Desaster. Bislang verteilt die Uefa die TV-Einnahmen nach einem kollektiven Schlüssel an die Mannschaften der Europa und Champions League; die Topklubs treten einen Solidarbeitrag an die kleineren Vereine ab. Wenn die großen Klubs die Uefa-Wettbewerbe verlassen würden, verlören die anderen Vereine Gelder in Millionenhöhe. Für manche der Klubs, die teils horrende Kader- und Infrastrukturkosten angehäuft haben, könnte ein solcher Bruch existenzbedrohend sein.

Die großen Vereine sind im Jahr 2016 in einer hervorragenden Position, um nahezu alle ihre Forderungen durchzusetzen. Aber wie konnte es so weit kommen?

Die Football-Leaks-Dokumente zeigen recht eindrucksvoll, dass Rummenigges Verhandlungstaktik geprägt ist von einem Werkzeug: der kalkulierten Desinformation. Er sagt den jeweiligen Runden, vor denen er spricht, immer nur exakt so viel wie nötig, um eine Eskalation gerade noch zu verhindern. Insbesondere die ECA und

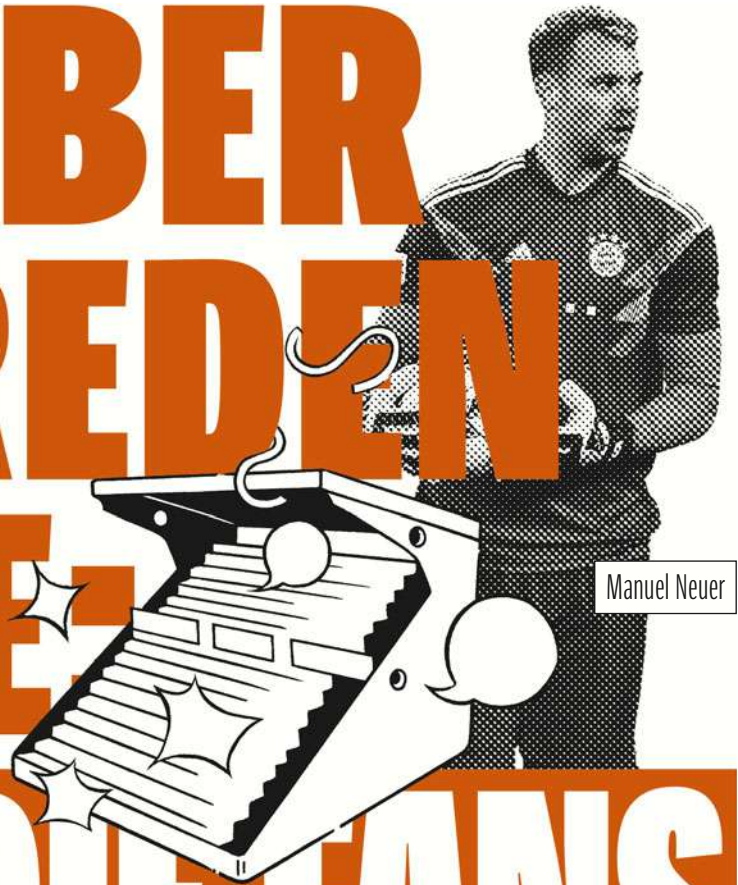
Das SPIEGEL-Team

Rafael Buschmann, Jürgen Dahlkamp, Martin Hesse, Andreas Meyhoff, Nicola Naber, Gunther Latsch, Jörg Schmitt, Alfred Weinzierl, Robin Wille, Christoph Winterbach, Michael Wulzinger

European Investigative Collaborations (EIC)

»Espresso« (Portugal), »L'Espresso« (Italien), »Le Soir« (Belgien), Mediapart (Frankreich), »Nacional« (Kroatien), NDR (Deutschland), »NRC Handelsblad« (Niederlande), PLTV (Frankreich), »Politiken« (Dänemark), Reuters (UK), »Standaard« (Belgien), Tamedia (Schweiz), The Black Sea/RCU (Rumänien), VG (Norwegen)

NUR ÜBER EINS REDEN SIE NIE ÜBER DIE FANS



Manuel Neuer

auch die Ligaverbände werden von den Reformplänen der Großklubs kalt erwischt.

DER GEHEIMBUND

Am 30. Januar 2016 mailt Real Madrids Generaldirektor José Ángel Sánchez eine von Stillitanos Super-League-Präsentationen an den Vizepräsidenten der Königlichen. Sánchez schreibt dazu lediglich einen Satz: »Das Dokument muss analysiert werden.«

Real Madrid wählt nun einen Weg, der im Ego-Geschäft Fußball mehr als ungewöhnlich ist: Die Spanier organisieren gemeinsam mit sechs weiteren Topklubs eine Art Taskforce, die sich mit der Gründung einer Super League beschäftigen wird. In den folgenden Monaten werden Real, der FC Bayern München, Juventus Turin, der FC Barcelona, Manchester United, der FC Arsenal aus London sowie der AC Milan hinter dem Rücken der Uefa und der restlichen Vereine auch an der Option arbeiten, die nationalen Ligen und die Fußballverbände komplett zu verlassen.

Sieben Konkurrenten also, die nun in einer kartellähnlichen Struktur prüfen, wie

sie die etablierten Wettbewerbe aushebeln könnten. Die Wettbewerbe, von denen sie bisher sehr gut gelebt haben.

Im Auftrag des Geheimbunds verschickt Bayern Münchens Chefjustiziar Michael Gerlinger im Februar 2016 seine erste Mail an die Großkanzlei Cleary Gottlieb. Nur 18 Minuten später erhält Gerlinger bereits eine Antwort. Einer der Anwälte bietet ihm ein Telefonat an. Wenige Stunden später mailt Gerlinger erneut an die Juristen. Diesmal ist es ein klarer Arbeitsauftrag: »Wie Du ... sehen kannst, haben wir grundsätzlich drei Ausstiegsoptionen«: Die europäischen Wettbewerbe zu verlassen oder aber komplett aus den nationalen Ligen und ihren Verbänden auszusteigen – Letzteres unterteilt Gerlinger noch in zwei Szenarien für zwei Zeitpunkte.

Der Rest der Mail besteht aus Fragen, die die rechtliche Situation eines solchen Ausstiegs erörtern sollen. Fragen, die an allen Grundwerten der europäischen Fußballgemeinschaft rütteln:

► Könnten die Super-League-Klubs für mögliche Einnahmeverluste der Uefa haftbar gemacht werden?

► Müssten die Vereine nach einem solchen Ausstieg weiterhin ihre Spieler für die Nationalmannschaften abstellen?

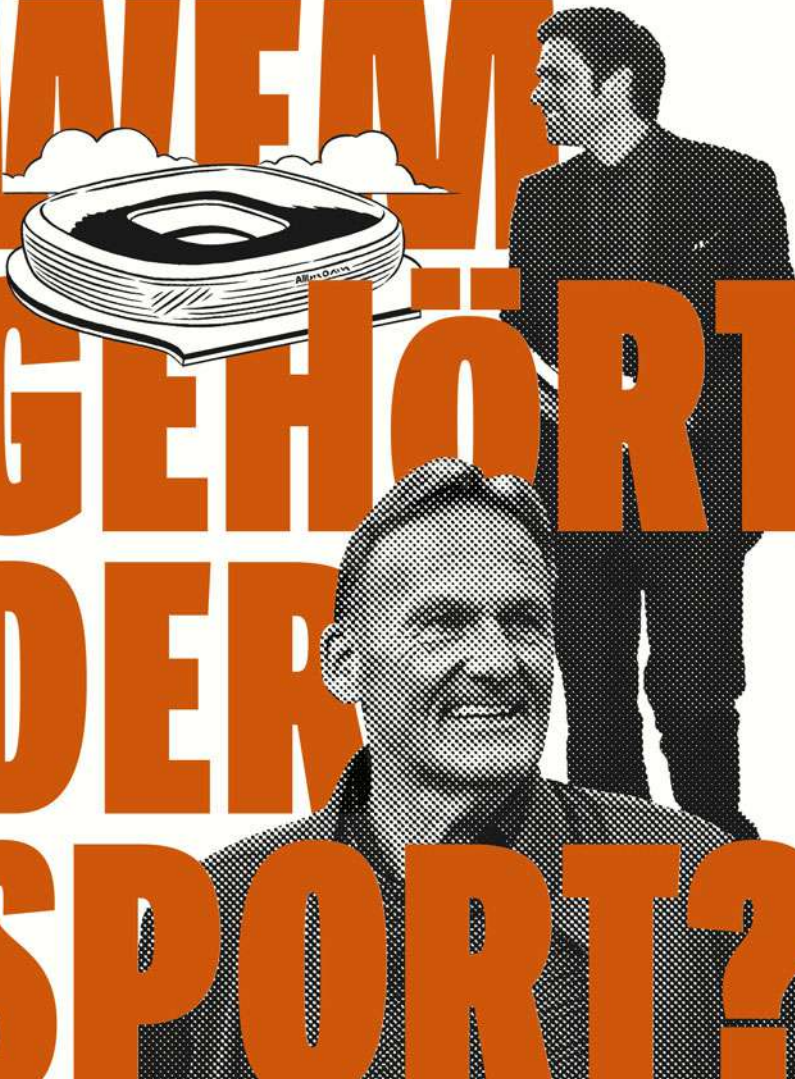
► Könnten die Verbände oder Ligen Spieler für eine Teilnahme an der Super League bestrafen?

► Könnten die Spieler ihre Verträge aufkündigen, wenn ein Verein in eine private Super League wechseln würde?

Nur sechs Tage nach Gerlingers Mail findet in Paris ein Meeting des Klubbündnisses ECA statt. Mehr als 140 hochrangige Vereinsvertreter des europäischen Spitzensfußballs versammeln sich, sie werden über die Fifa, Uefa und eine mögliche Champions-League-Reform debattieren. Der Vorsitzende, Karl-Heinz Rummenigge, erklärt laut Sitzungsprotokoll, dass die ECA und die Uefa eine »Evolution der Wettbewerbe« anstreben. Dazu gebe es einen »Austausch von Ideen auf unterschiedlichen Ebenen«, ein paar »informelle Gruppen« würden daran ebenfalls arbeiten.

Rummenigge ist offenbar ein wahrer Künstler im Verniedlichen bedeutender Fakten. Dass er auch noch einen hohen Grad an moralischer Flexibilität mitbringt,

WEM GEHÖRT DER SPORT?



zeigt sein Seitenhieb gegen den Weltverband: »Die Fifa braucht eine transparente, demokratische und effiziente Struktur mit einer neuen Vision ... Die Fifa als Dachorganisation muss die Grundtugenden des Fußballs wie Fair Play und Seriosität bewahren.«

Transparenz. Demokratie. Fairness. Seriosität.

Parallel zu Rummeniggges blumiger Rhetorik prüft die internationale Großkanzlei im Auftrag von Bayern-Justiziar Gerlinger die Möglichkeiten, alles abzuschaffen, was die ECA gerade reformieren will.

Die Anwälte brauchen rund einen Monat für eine erste Analyse. Am 1. März 2016 erhält Bayern München ein vertrauliches Memorandum, das ein Lehrstück dafür ist, wie Topjuristen im modernen Fußball jede einzelne rechtliche Lücke entlarven.

Auf 23 Seiten sezieren sie die rechtlichen Hürden für die Gründung einer Super League. Sie erklären, dass die Topklubs wohl weder von der Uefa noch von der Fifa für ihren Ausstieg ernsthaft zur

Rechenschaft gezogen werden könnten, weil das grundsätzlich gegen das EU-Wettbewerbsrecht verstoßen würde. Die Anwälte verweisen zwar auf ein sogenanntes Memorandum of Understanding (MoU), das die Interessengemeinschaft der Klubs, die ECA, und die Uefa 2015 miteinander geschlossen haben. Diese Zielvereinbarung sei aber nicht bindend. Denn, und das ist der Trick, das MoU, in dem die Klubs sich zur Uefa und zum gemeinsamen Wettbewerb bekennen, sei eben nicht von den Vereinen unterzeichnet worden, sondern nur von der Dachvereinigung ECA.

Wem kann man in der Fußballbranche eigentlich noch trauen?

Dass Gerlinger dieses MoU mit der Uefa federführend ausgehandelt hatte und dafür von der ECA einen Bonus von 25 000 Euro erhielt, steigert die Doppelzüngigkeit ins Bizarre.

Das Gutachten der internationalen Großkanzlei liefert den Topklubs zahlreiche Argumente, um sich und ihre Spieler vor möglichen Klagen durch die Ver-

bände, Ligen und konkurrierenden Vereine zu schützen. Allerdings sehen die Juristen auch einige Probleme, sollten die Vereine aus ihren Nationalverbänden aussteigen: Zum einen müssten die Klubs wohl trotzdem weiterhin Nationalspieler abstellen, weil Welt- und Europameisterschaften es den Spielern ermöglichen, »ihren Marktwert (und Gehalt)« zu erhöhen. Wer den Spielern diese Optionen verweigere, könnte schnell verklagt werden.

Zum anderen würde bei einem Ausstieg aus den Ligen speziell auf Bayern München ein großes Problem zukommen: Spielerverträge in Deutschland haben eine Sonderklausel, die die Spieler ausschließlich an die Bundesliga bindet. Sollte der FC Bayern München die Liga also wirklich verlassen, so die Juristen, könnten die Spieler ihre Verträge womöglich einseitig aufkündigen und ablösefrei wechseln. Ein Horrorszenerario, weil den Münchnern so Hunderte Millionen Euro verloren gehen könnten.

Die Bayern lassen sich aber auch davon nicht merklich abschrecken. Sie werden in den folgenden Monaten gemeinsam mit den anderen Verschwörern, teuren Anwälten und schillernden Investoren an einer möglichen Lösung der Probleme arbeiten.

DER WHISTLEBLOWER

»Was fällt dir auf, wenn du die Dokumente dieses Kartells liest?«, fragt John. Es ist August, er sitzt mit schwarzen Shorts auf einem Plastikstuhl in einem winzigen Apartment irgendwo in Osteuropa. Die Decke des Zimmers hat einen großen, feuchten Fleck, eines der Fenster lässt sich nicht mehr schließen. John starrt auf seinen Laptop, er lässt Unmengen an Dokumenten über den Bildschirm fliegen und sagt: »Die Klubs diskutieren hier die ganze Zeit über die Super League und wie sie den ganzen Scheiß noch besser vermarkten und noch mehr Geld verdienen können. Nur über eines reden sie nie: über die Fans. Über die Leute, die diesen Sport groß gemacht haben. Was macht eine solche Liga, in der die Spiele weltweit ausgetragen werden, denn mit dem Zuschauer?«

John hat den Fußball als Kind lieben gelernt; dass dieser Sport zu einem Geschäfts- und Unterhaltungsbetrieb geworden ist, geht ihm nahe. John sagt, es ekele ihn an, was das Geld mit und aus dem Fußball gemacht hat – die Korruption, die Steuerhinterziehung, die vielen schmutzigen Deals der Berater, Spieler und Funktionäre.

Vor rund drei Jahren hatte John genug. Der junge Mann, der in Wahrheit anders heißt, gründete die Enthüllungsplattform

Football Leaks. Was als Homepage begann, auf der John vertrauliche Dokumente wie Spielerverträge, Transferabkommen oder Sponsorendeals öffentlich machte, ist mittlerweile zu einer der größten Bedrohungen der dunklen Seite des Fußballs geworden. John entschied sich im Februar 2016, dem SPIEGEL einen Großteil seiner Dokumente zu überlassen. Gemeinsam mit dem Recherchenetzwerk EIC hat das Nachrichten-Magazin seitdem riesige Datenmengen ausgewertet und zu Hunderten Geschichten verarbeitet.

Cristiano Ronaldo und mehrere Dutzend weitere Topspieler mussten nach den Enthüllungen millionenschwere Straf- und Nachzahlungen an die Staatskassen leisten. Die jahrelangen Steuerbetrügereien der Profikicker brachten sie fast ins Gefängnis. Mittlerweile laufen europaweit etliche weitere Ermittlungen gegen Spieler, Agenten, Steuerberater, Anwälte und Funktionäre; es geht dabei auch um Korruption, Steuerbetrug, Bestechung und sogar den Vorwurf der Vergewaltigung.

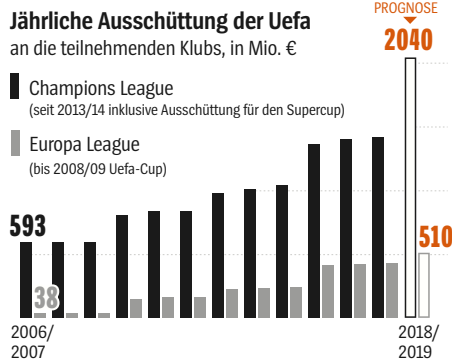
John reicht das noch nicht.

Anfang dieses Jahres übergab der Whistleblower dem SPIEGEL weitere Datenpakete. Mehr als 70 Millionen Dokumente und mehr als 3,4 Terabyte umfasst der Football-Leaks-Dokumentenschatz nun. Es ist das größte je dagewesene Datenleck. Darin enthalten sind auch die Papiere über die geheimen Pläne zur Super League.

Gemeinsam mit seinen EIC-Partnern wertete der SPIEGEL die Daten acht Monate lang aus. 80 Journalisten aus 15 Medienhäusern arbeiteten daran, all die Gesetzesbrüche und geheimen Deals offenzulegen. Diese erstrecken sich über die gesamte Fußballbranche: vom Präsidenten des Weltverbandes Fifa (siehe Seite 98) über Scheich-Klubs wie Paris Saint-Germain oder Manchester City (siehe Seite 106) bis hin zu kleineren Vereinen, die sich ausländische Jugendspieler wie Massenware einverleiben, mit ihnen Profit machen oder sie fallen lassen, und Berater, für die es offenbar überhaupt keine Grenzen mehr gibt. Doping, Wettbetrug, Rassismus – auch diese Themen lassen sich im Football-Leaks-Datensatz finden. Der SPIEGEL und das EIC werden diese Geschichten in den kommenden Wochen veröffentlicht.

»Das muss alles ans Tageslicht. Die Leute, die den Fußball so lieben und ständig dafür bezahlen, haben ein Recht darauf zu verstehen, wie diese Branche wirklich funktioniert. Der Fußball ist mittlerweile völlig außer Kontrolle geraten. Die Super-League-Pläne machen doch deutlich, wer in dem Sport noch das Sagen hat: Reiche Investoren und einige wenige Topklubs tyrannisieren alle anderen«, sagt John.

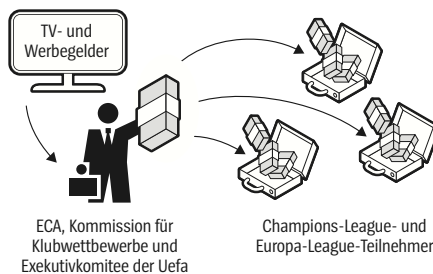
WIE DIE TOPKLUBS ABKASSIEREN



Verteilerschlüssel

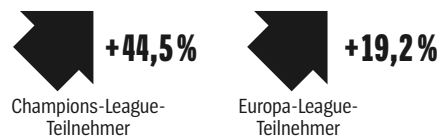
Alle drei Jahre wird der Verteilerschlüssel für die Ausschüttung an die teilnehmenden Klubs neu festgelegt. 2016 fiel die Entscheidung für die Saisons 2018/19 bis 2020/21.

Das bringt mehr Geld für die Topklubs...



... und eine Aufwertung der Champions League

Veränderung der Ausschüttung 2018/19 gegenüber der Vorsaison



Der Fußball steht mittlerweile vor einer entscheidenden Frage: Wem gehört der Sport? Den Fans, die ihn groß gemacht haben? Den Klubs, die ihn am Laufen halten? Oder den Verbänden, die ihn kontrollieren sollen?

»Ganz ehrlich: Es ist mir egal, ob es eine Super League gibt oder nicht. Was mich stört, ist die Art von Geheimdeals, die die Superklubs abziehen. Alles passiert im Verborgenen, es gibt kaum Kontrolle, keine Transparenz – das ist doch der Nährboden für kriminelle Machenschaften!«, sagt John.

Er öffnet auf seinem Laptop eine als »streng vertraulich« markierte Präsentation, offenbar hat der Geheimbund sie unter seinen Mitgliedern verschickt. Daraus geht hervor, dass der Fußball 2016 mehr als 16,7 Milliarden Dollar aus dem weltweiten Fernsehmarkt einnahm – mehr als doppelt so viel wie die Sportart Nummer zwei, das American Football.

John sagt: »Die Fans und die Verbände müssen nachvollziehen können, was mit all dem Geld tatsächlich passiert. Stattdes-

sen bleiben sie völlig im Unklaren, und am Ende greifen wieder nur ein paar wenige den Hauptanteil ab.«

John, der Aktivist, öffnet E-Mails von Michael Gerlinger, zeigt ECA-Protokolle von Karl-Heinz Rummenigge, scrollt durch Firmenverträge der Uefa. Woher hat er all das vertrauliche, geheime Zeug?


In jüngster Zeit gab es immer wieder Berichte, wonach Vereine und Anwaltskanzleien gehackt worden sein könnten, dass möglicherweise jemand von Football Leaks mit sogenannten Phishing-Mails Informationen abgesaugt habe. In Portugal, Johns Heimatland, überschlagen sich die Zeitungen und Fernsehsender seit Monaten, weil geleakte Daten dem populärsten Klub Benfica Lissabon zahlreiche Ermittlungen wegen mutmaßlicher Korruption, Spielmanipulation und Bestechung eingebrockt haben. Manche Medien behaupten, auch dahinter stecke Football Leaks. John sagt, er habe keine Lust, sich zu »allem Unsinn, der in irgendwelchen Zeitungen stehe, zu äußern«. Er betont zudem immer wieder, dass weder er noch irgendeiner seiner Mitstreiter ein Hacker sei. »Wir haben sehr gute Quellen und ein starkes Netzwerk, das uns mit vielen Informationen beliefert.«

Das kann man glauben oder es lassen. Was jedenfalls feststeht: Bislang hat sich keines von Johns Dokumenten als gefälscht herausgestellt. Die Geschichten, die aus seinen Daten entstehen, haben eine hohe gesellschaftliche Relevanz und decken sogar kriminelle Machenschaften auf. Der Whistleblower hat zudem nie versucht, die Stoßrichtung oder den Tenor eines Artikels zu bestimmen. »Wir schonen niemanden, wir arbeiten nicht im Auftrag eines Geheimdienstes, Verbandes oder Spielerberaters, wir werden von niemandem bezahlt«, sagt John. Wer außer ihm noch an dem Projekt arbeitet, das will John nicht verraten.

Er weiß, dass es in mehreren Ländern Ermittlungsverfahren gegen Football Leaks gibt, dass Fußballklubs und Spielerberater Privatdetektive auf ihn angesetzt haben. »Das Leben eines Whistleblowers ist problematisch. Aber ähnlich wie Edward Snowden, Chelsea Manning oder Julian Assange glauben wir sehr an das, was wir tun, und denken, dass diese Form der Aufklärung für die Gesellschaft wichtig ist«, sagt John.

Er öffnet eine weitere Datei. Es erscheint eine Präsentation mit dem Titel: »Ein Super-League-Szenario für den Topfußball in Europa«. John sagt: »Guckt euch das mal genauer an. Die Verbände haben 2016 im Zuge der Super-League-Verhandlungen jede Kontrolle über die Spitzenklubs verloren. Die Öffentlichkeit hat davon kaum etwas mitbekommen, aber diese Machtverschiebung

TRANSPARENZ DEMOKRATIE



wird verheerende Folgen für den Fußball haben.«

DIE OPERATION

Charlie Stillitano lässt nicht locker. Im Jahr 2016, einige Wochen nach seinem Termin mit Real Madrid, besucht er auch die fünf Topklubs der Premier League: Manchester United, FC Arsenal, FC Chelsea, FC Liverpool und Manchester City. Das Treffen findet in einem Luxushotel in London statt. Kurz nach dem Meeting erscheinen Paparazzi-Fotos, die zeigen, wie die Topfunktionäre aus dem Hotel gehen. Das Boulevardblatt »The Sun« titelt: »Streng geheimer Super-League-Gipfel enthüllt«. Bis auf die Information, dass die Klubchefs sich dort getroffen und mit Stillitano über einen – wie auch immer gearteten – Wettbewerb unterhalten haben, dringt aber nichts nach außen.

Trotzdem geraten die englischen Spitzenklubs in Panik, die Presseabteilungen verabreden Statements, um die Sache wieder halbwegs in den Griff zu bekommen. Ein Berater der arabischen Geldgeber, die hinter Manchester City stehen, schaltet sich ebenfalls ein. Wie die Football-Leaks-Dokumente zeigen, schreibt er eine Mail an Citys Geschäftsführer Ferran Soriano: »Wir müssen in Zukunft sehr vorsichtig sein und um jeden Preis vermeiden, dass der Eindruck entsteht, wir wären ein Kartell.« Soriano antwortet, dass die Klubs sich in Zukunft in privateren Räumen treffen müssten.

Stillitanos Vorführungen gehen weiter. Anfang März reist er nach München und stellt sein Konzept Gerlinger vor. Stillitano, der den Geheimbund nur »Big Seven« nennt, erklärt mit seiner Präsentation, wie der Ausstieg aus den nationalen und internationalen Ligen sowie Verbänden gelingen könnte. Gerlinger wird Stillitano später bitten, ihm dieses Konzept zu mailen. Am 31. März soll es nämlich ein Meeting der »Big Seven«-Klubbosse geben, bei dem Gerlinger auch Stillitanos Ideen vorstellen möchte.

Bei diesem Treffen sind die Klubs deutlich vorsichtiger als ihre Kollegen in England. Die Bosse des Geheimbunds verabreden sich in einem Kongresshotel in Zürich, die Buchung der Konferenzräume läuft vertraulich auf den Namen eines unscheinbaren Reisebüros. Die Präsentation »Ein Super-League-Szenario für den Topfußball in Europa«, die auch den Whistleblower John so bewegte, wird nun den Klubpräsidenten vorgestellt. Aus ihr ergeben sich heikle Fragen: Sollen die Klubs die nationalen Ligen komplett verlassen oder nur die Uefa? Und wie weit müsste ihnen der Verband entgegenkommen, um dies zu verhindern?

Die Bosse diskutieren, ob eine Super League »geöffnet, halb geöffnet oder geschlossen« sein sollte. Also ob sich Mannschaften für diese Liga qualifizieren könnten oder ob dort lediglich ein festes Teilnehmerfeld ohne Auf- und Abstiege gegeneinander antreten würde. Den Klubchefs wird vorgerechnet, wie viel Geld ihnen durch die Organisationsausgaben der Uefa und durch die Solidaritätsabgaben an die kleineren Klubs verloren gehen. Es sollen Hunderte Millionen Euro sein.

Am Ende des Vortrags bleiben zwei Optionen: »Revolution« oder »Evolution«. Für eine Revolution müssten nun »Parameter und Zeitpläne für Austritte aus den Ligen und Verbänden« erarbeitet werden. Ein Kommunikationsplan, eine Vermarktungsstrategie und eine eigenständige Firma werden benötigt. Parallel dazu soll auch weiter die Möglichkeit der »Evolution«, also ein Verbleib in der Uefa und den Ligen, analysiert werden. Über diese Pläne werden Gerlinger, Barcelonas Direktor Raúl Sanllehi und Stefano Bertola von Juventus Turin in den folgenden Wochen mit der Uefa verhandeln.

Doch bevor es Anfang Mai zu einem Meeting mit hochrangigen Vertretern des europäischen Verbands kommt, müssen noch einige Hürden genommen werden.

Zunächst geht es für Gerlinger und seine Mitverschwörer nach Amsterdam zum turnusmäßigen ECA-Treffen. Einige der klei-

neren Klubs diskutieren über die Pläne für die Reform der europäischen Wettbewerbe. Raúl Sanllehi erklärt laut Sitzungsprotokoll, dass die Uefa über die Einführung einer zusätzlichen Liga oberhalb der Champions League nachdenke: »... das wäre ein Umsatztreiber«. Rummenigge sagt, die »großen Klubs hätten einige Ideen für das Format«.

Kein Wort über einen möglichen Ausstieg aus den nationalen Ligen, kein Hinweis darauf, dass einige Topklubs bereits konkrete Konzepte für eine private Liga ausgearbeitet haben, und dann auch noch die Andeutung, dass es die Uefa sei, die die Pläne eines Elitewettbewerbs vorantreibe.

Die ECA-Sitzungen scheinen lediglich die Funktion von Beruhigungspillen zu haben, um die kleinen und mittleren Klubs unter Kontrolle zu behalten.

Sechs Tage nach dem Treffen mit den Klubs verschickt Gerlinger erneut eine Mail. Empfänger: Vertreter des Geheimbunds. Erster Punkt des Schreibens: »Gründung einer Firma in der Schweiz«.

Gerlinger erklärt, dass es eine Telefonkonferenz mit der internationalen Großkanzlei gegeben habe. Man überlege nun, eine eigene Firma zu gründen, um die wirtschaftlichen Rechte einer Super League zu verwalten. Diese Firma würde den »Druck« auf den Verband erhöhen. »Die Uefa fürchtet sehr, dass wir uns selbst vermarkten könnten«, schreibt Gerlinger. Allerdings ist die Gründung eines solchen Unternehmens in der Schweiz, wo auch die Fifa, die Uefa und die ECA sitzen, problematisch. Denn für ein »kommerzielles Unternehmen« benötige man dort ein Bankkonto. Nach einer neuen Gesetzgebung, so Gerlinger, sei die Gründung eines Firmenkontos aber offenbar nur möglich, wenn gleichzeitig auch »reale Büroräume und in der Schweiz lebende Mitarbeiter, die zeichnungsberechtigt sind«, für die Firma ausgewiesen werden könnten. Das verursache aber zusätzliche Kosten, weshalb der Geheimbund die Großkanzlei nun damit beauftragt, nach anderen Ländern zu suchen.



FAIRNESS SERIOSITÄT

Den Klubbossen scheint allmählich klar zu werden, dass der Komplettausstieg aus den Ligen und Verbänden deutlich mehr Zeit und Planung bedarf.

Der Geheimbund intensiviert nun seine Gespräche mit der Uefa. Da die Erwartungshaltung der Big Seven nach all den Verlockungen und schönen Präsentationen riesig ist, die Uefa aber nahezu ahnungslos, passiert, was passieren muss: Es knallt.

Anfang Mai fliegen einige Mitglieder der Big Seven nach Budapest, zu einem Treffen mit hochrangigen Vertretern der Uefa. Vier Tage später verschickt das Sekretariat des Vorstands von Bayern München eine Mail, die von Rummenigge und seinem Juventus-Kompagnon Andrea Agnelli unterschrieben ist. Die beiden Machtmenschen resümieren die Budapest-Gespräche: »Keine unserer Erwartungen wurde erfüllt.« Die Uefa, so die beiden Funktionäre, sei offenbar nicht zu fachgerechten Lösungen fähig. Sie führen an, dass »die Topklubs unbestritten die Treiber des Systems« seien und sich nun »globalen Bedrohungen« ausgesetzt sähen, weshalb eine Entwicklung der europäischen Wettbewerbe »keine Option, sondern eine Notwendigkeit« sei.

Die beiden Klubvertreter schreiben, sie würden einem Verbleib in der Champions League zustimmen, dafür sollten folgende Bedingungen erfüllt werden:

- ▶ Die Königsklasse wird in Zukunft nur noch mit 24 Teams bestritten.
- ▶ Klubs, die in der Vergangenheit große Erfolge hatten, sollen in Zukunft mit zusätzlichen Startplätzen belohnt werden.
- ▶ Europäische Spiele müssen auch am Wochenende stattfinden können, zudem müssen mehr Spiele so angesetzt werden, dass weltweit mehr TV-Stationen sie übertragen können.
- ▶ Die Klubs müssen den Wettbewerb gemeinsam mit der Uefa ausrichten und kontrollieren dürfen.

Gegen diese Forderungen wirken Demonstrationen gegen Montagsspiele oder Retortenklubs wie RB Leipzig wie Kindergartendebatten. Das, was Rummenigge

und Agnelli fordern, ist faktisch eine riesige Macht- und Einnahmeverchiebung zugunsten der Topklubs. Drastischer formuliert: Es ist ein Verrat an den mehr als 200 kleineren und mittleren Klubs, die Karl-Heinz Rummenigge als Chef der Klubvereinigung ECA auch vertritt.

Entsprechend schockiert fällt auch die Antwort der Uefa aus. Das Treffen sei doch »die erste persönliche Begegnung« der Verantwortlichen zu diesem Thema gewesen, zudem habe es vor dem Gespräch »kein klar definiertes Ziel gegeben«. Entscheidungen könne man unter solchen Umständen überhaupt nicht treffen, außerdem: »Könnten Sie uns freundlicherweise mitteilen, wen Ihre Gruppe eigentlich vertritt?« Die Uefa führt anschließend aus, wie demokratische Prozesse im europäischen Fußball eigentlich ablaufen und dass es unterschiedliche Abstimmungsgremien gebe, in denen solche Entscheidungen getroffen würden.

Die Mail ist das letzte ernsthafte Aufbäumen der Uefa gegen die Übermacht der Topklubs.

In den kommenden Wochen werden die Pläne des Geheimbunds für einen Ausstieg aus den Uefa-Wettbewerben immer konkreter. Die Juristen der Vereine prüfen, ob sie ihre Firma in Brüssel oder London gründen können. Sie legen sich auf ein Format für die Super League fest. Sie erarbeiten auch Berechnungsschlüssel für die Verteilung der Einnahmen.

Die Drohkulisse, die die Topklubs aufbauen, ist schon sehr nah dran an einer Erpressung. Und die Methode zeigt Wirkung.

Die Uefa sucht zunehmend die Nähe zu den führenden Köpfen des Geheimbunds. Es finden informelle Gespräche statt, ein »Handshake«-Treffen wird zwischen den Uefa-Vertretern und wichtigen Teilen der Big Seven arrangiert, Gerlinger und seine Mitstreiter reisen in die Hauptzentrale des europäischen Dachverbandes nach Nyon. Die Uefa übermittelt Angebote, in denen sie sich erheblich auf die Topklubs zubewegt. Die Reform nimmt nun richtig Fahrt auf.

Am 25. August 2016 präsentiert Rummenigge bei der ECA-Sitzung in Monaco die neuen Pläne: Man habe sich auf eine Champions League mit 32 Vereinen geeinigt. Rummenigge gesteht ein, dass die »Kommunikation unter den Klubs nicht ideal war«. Aus Rummenigges Sicht sei daran die Uefa schuld, denn diese habe »strikte Vertraulichkeit gefordert«. Der Verband habe die Topklubs zudem gebeten, so Rummenigge, die aktuelle Rechtevergabe gemeinsam zu meistern. Von 2017 an habe die Uefa aber versprochen, an einer ernsthaften Reform des europäischen Fußballs mitzuarbeiten, die dann mit der neuen Rechteperiode, von 2021 an, umgesetzt werden soll.

Wer Rummenigges Auftritte vor den ECA-Klubs auswertet, weiß schnell: Das kann nur ein Teil der Wahrheit sein.

Denn zum einen stärkt die Lösung mit der Uefa vor allem die Großklubs. Sie werden durch die neuen Regelungen so viel Geld wie noch nie erhalten. Allein der »Traditionsparagraf«, der den Klubs mehr Einnahmen ermöglicht, die in den vergangenen zehn Jahren Erfolge in der Champions und Europa League aufweisen konnten, wird dem FC Bayern von der Champions-League-Saison 2018/19 an mehr als 30 Millionen Euro einbringen. Garantiert und noch bevor die Münchner das erste Saisonspiel bestritten haben.

Zudem wird mit der Reform die Siegprämie in der Königsklasse erhöht, auch das nutzt nur den Großklubs. Prozentual werden die Gelder für die Europa League und der Solidaritätsbonus gesenkt. Die Kluft zwischen den großen und den restlichen Klubs wird so weiter wachsen. Die Auswirkungen wird jede nationale Liga in Zukunft noch stärker zu spüren bekommen. Ein echter Wettbewerb ist nahezu unmöglich, wenn die Schere zwischen den Wettbewerbern dermaßen weit auseinandergeht.

Aber vielleicht ist das in Zukunft auch gar nicht mehr relevant.

Denn die Topklubs haben noch etwas anderes erstritten. Sie stellen zukünftig vier Direktoren in einer gemeinsamen Fir-

WEM KANN MAN IM FUSBALL EIGENTLICH NOCH TRAUEN?



ma mit der Uefa. Heißt: Die drei Verhandlungsführer des Geheimbunds, Gerlinger, Sanllehi und Bertola, rücken in dieses Gremium auf. Sie können sich in den kommenden drei Jahren alle Bilanzen, Sponsoren- und TV-Rechteverträge ansehen, ihnen werden alle administrativen, organisatorischen und operativen Kosten der Uefa-Wettbewerbe fein säuberlich aufgeschlüsselt offenbart. Mit diesen höchst vertraulichen Marktinterna werden sie nun alles erfahren, was man für die Organisation eines eigenen Wettbewerbs braucht. Das ist unbezahlbares Herrschaftswissen.

»Es ist ein großer Fehler der Uefa, und wir lehnen diese Entscheidung ab«, schrieb Lars-Christer Olsson einen Tag nach dem ECA-Treffen. Der Schwede ist Vorsitzender der European Professional Football Leagues (EPFL), eines Verbandes, der die Interessen von 35 nationalen Ligen schützen soll, auch die der Bundesliga. Insbesondere die gemeinsame Firma der Uefa und der ECA sei, so Olsson, »ein erster Schritt in Richtung einer privat organisierten Super League«. Auch Christian Seifert, der Chef der Bundesliga, ist von den Reformvorhaben überrascht. Er sehe diese Pläne zum ersten Mal, schreibt Seifert.

Wenige Tage später wird der Generalsekretär der EPFL ein zehneitiges Memo verschicken, das einen »rechtlichen und politischen Überblick über die aktuelle Situation« liefern soll. Die Reform der europäischen Ligen bewertet die EPFL dort noch drastischer, als es ihr Vorsitzender Olsson zuvor tat: »Diese Veränderungen sind entstanden durch den Druck und die Einschüchterung der Topklubs, die von einem Machtvakuum bei der Uefa profitiert

haben. Sie haben ihre Reform mithilfe von Uefa-Apparatschiks durchgesetzt.«

ELF GRÜNDER

Michael Gerlinger, der Chefjustiziar des FC Bayern, sitzt Anfang Oktober in seinem Büro an der Säbener Straße, sein Schreibtisch ist voller Papiere, hinter ihm stehen zahlreiche Ordner. Gerlinger sagt, ihm sei es bei den ganzen Verhandlungen hauptsächlich um eines gegangen: die Selbstverwaltung der Klubs. Das sei eine wichtige Errungenschaft, jetzt würde man »überragend« mit der Uefa in der gemeinsamen Firma zusammenarbeiten.

Und was ist mit den Planspielen zum Bundesligaausstieg? Das sei geprüft worden, weil man sich auf alle Eventualitäten habe einstellen müssen. Aber eigentlich habe das niemand ernsthaft umsetzen wollen, und die Gedankenspiele seien auch schnell »völlig vom Tisch gewesen«. Sagt Gerlinger. Der Anwalt führt weiter aus, die Super League, das »seien ganz andere Möglichkeiten«. Da würden dann »Marken« gegeneinander spielen, die Kommerzialisierung des Fußballs würde neue Ebenen erreichen. Klar, der FC Bayern müsse bei so was immer dabei sein, man wolle doch zu den besten fünf Teams der Welt gehören. Karl-Heinz Rummenigge habe aber bei dem Gedanken an einen solchen privat organisierten Wettbewerb »sichtlich Bauchschmerzen gehabt«. Rummenigge sei dann auch derjenige gewesen, der gesagt habe, dass man sich mit der Uefa einigen solle. Sagt Gerlinger.

Ist die Super League damit beerdigt? Sie sei zumindest »so weit weg wie noch nie«. Man würde aktuell mit der Uefa über Formate ab dem Jahr 2024 sprechen. Vor

einer Super League müsse »keiner Angst haben«. Sagt Gerlinger.

Offenbar sieht man das in Spanien etwas anders.

In der Nacht auf den 22. Oktober erhält Real Madrid eine Mail. Betreff: »Entwurf einer Einigung der 16«. Sie ist an Florentino Pérez gerichtet, den Präsidenten des Klubs. Das Schreiben kommt von der Firma Key Capital Partners, die ebenfalls in Madrid sitzt. Sie berät Konzerne, die das ganz große Ding planen.

Der Mail ist ein Dokument angehängt. Es ist der Entwurf einer 13-seitigen »bindenden Absichtserklärung« elf europäischer Topvereine für eine Super League. Wenn alles so kommen sollte, wie es in dem »Binding Term-Sheet« steht, wird es die Champions League von 2021 an nicht mehr geben. Stattdessen würden sich die elf wichtigsten Vereine des Kontinents von der Uefa lossagen und eine neue Eliteklasse gründen, die sich »European Super League« nennt. Die elf »Gründer« könnten nicht absteigen, sie wären 20 Jahre lang dabei. Weitere fünf Klubs würden als »Anfängliche Gäste« mit aufgenommen, sodass die neue Königsklasse aus 16 Mannschaften bestünde.

Das Projekt, so steht es in dem Papier, unterliege höchster Geheimhaltung. Als Datum für die Unterschrift der 16 Klubvertreter unter die »bindende Absichtserklärung« ist November 2018 vorgesehen, nur der konkrete Tag ist noch offengehalten.

Die elf Klubs, die demnach zu den un-absteigbaren »Gründern« der European Super League gehören sollen, sind laut des Vertragsentwurfs Real Madrid, FC Barcelona, Manchester United, Juventus Turin, FC Chelsea, FC Arsenal, Paris Saint-Germain, Manchester City, FC Liverpool, AC

Mailand. Und: Bayern München. Alle sieben Klubs des Geheimbunds sind also vertreten. Die fünf »Anfänglichen Gäste« wären demnach Atlético Madrid, Borussia Dortmund, Olympique Marseille, Inter Mailand und AS Rom.

Die elf Gründerklubs, so steht es jedenfalls in dem Papier, würden eine Firma in Spanien eintragen lassen, die die European Super League unter ihrer vollständigen Kontrolle vermarkten, organisieren und durchführen soll. Der Wettbewerb könnte zwei Phasen haben: eine Gruppenrunde und eine K.-o.-Runde. Womöglich würde eine zweite Liga unter der European Super League dazukommen.

Aus dieser Gruppe könnten die besten Teams am Ende der Saison in Relegationspartien um den Aufstieg spielen – allerdings nur gegen Klubs, die »Anfängliche Gäste« sind. Die Pläne lehnen sich ausdrücklich an die Euroleague Basketball an, die nicht völlig undurchlässig ist, um das Europäische Wettbewerbsrecht nicht zu verletzen.

In dem Papier sind auch mögliche Geschäftsanteile der einzelnen Klubs an der gemeinsamen European-Super-League-Firma angegeben: Demnach wären Real Madrid zu 18,77 Prozent, der FC Barcelona zu 17,61 Prozent und Manchester United zu 12,58 Prozent beteiligt. Bayern München wäre mit 8,29 Prozent der viertgrößte Aktionär.

Das Wort Uefa taucht in dem Vertragsentwurf mit keinem Wort auf.

Auf Anfrage wollten weder Real Madrid, die Firma Key Capital Partners noch Borussia Dortmunds Geschäftsführer Hans-Joachim Watzke das konkrete Papier kommentieren. Dass es aber aktuell Gespräche über die Super League gebe, »das ist klar, und ich glaube auch, dass ein paar der großen Klubs Europas da deutlich dran stricken«, sagt Watzke. Allerdings seien diese Pläne wohl noch »nicht sehr konkret«. Dies hänge auch mit einer entscheidenden Frage zusammen: Soll die Super League zusätzlich zur oder anstelle der Bundesliga stattfinden? »Das ist die Brandmauer«, sagt Watzke, »solange ich hier Verantwortung trage, wird der BVB die Bundesliga nicht verlassen.« Darüber hinaus müsse sich die Borussia aber »alle Optionen aufhalten«. Denn wenn es einmal zu einer Super League kommen sollte, »dann würde das nicht ohne den BVB gehen«.

Michael Gerlinger und Karl-Heinz Rummenigge ließen eine schriftliche Anfrage zu den neuen Super-League-Plänen und zu den Absprachen des Geheimbunds vom Mediendirektor des FC Bayern München beantworten: »Weder die Existenz noch der Inhalt« des Entwurfs der Absichtserklärung sei dem Rekordmeister bekannt, man nehme zudem »zu vertraulichen Gesprächen grundsätzlich keine Stellung«.

Flexibel bleiben: Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten!



Der SPIEGEL jede Woche frei Haus:

- ohne Risiko jederzeit kündbar
 - 6 % günstiger als im Einzelhandel
 - kostenloser Urlaubsservice
 - mit dem LITERATUR SPIEGEL
 - vergünstigte Tickets für ausgewählte SPIEGEL-Veranstaltungen
- www.spiegel-live.de

Ja, ich möchte bequem den SPIEGEL lesen!

Ich lese den SPIEGEL für nur €4,80 pro Ausgabe statt €5,10 im Einzelkauf und entscheide selbst, wie lange ich den SPIEGEL lesen möchte.

Einfach jetzt anfordern:

 abo.spiegel.de/flexibel

 **040 3007-2700** (Bitte Aktionsnummer angeben: SP18-215)

Zahle und herrsche

Fifa Als Gianni Infantino den Präsidentenposten übernahm, versprach er, den Weltverband aus seiner größten Krise zu retten. Tausende interne Papiere sprechen dafür: Er ist nur der nächste Despot, der sich den Fußball untertan macht.

Brig. Wer etwas Gutes über Gianni Infantino hören will, nur Gutes oder überhaupt noch etwas Gutes, der sollte ins Wallis fahren. In die Schweizer Berge, nach Brig, der Kleinstadt, in der er groß geworden ist, bevor er ein ganz Großer wurde. Der mächtigste Mann im Weltfußball.

Es geht von Zürich die Serpentine zum Furkapass hoch, wo hinter der Passhöhe das erste Schild Brig ankündigt, in mehr als 50 Kilometern, weil bis dort nicht mehr viel kommt, wofür man ein Schild aufstellen müsste. In Brig an der Bäckerei Imboden vorbei, wo der Chef Philibert Imboden nach Infantinos Wahl zum Fifa-Präsidenten das »Gianni«-Brot erfunden hat, mit Oliven und Tomaten im Roggenteig. Dann zum Geschina-Sportplatz, wo vergangenes Jahr 4500 Besucher bis an die Kreidelinien standen, weil zu Ehren des Fifa-Chefs eine Weltauswahl mit Maradona auflief. Maradona! In Brig! Für ihren Gianni!

Und endlich zu Rinaldo Arnold, dem anderen Präsidenten aus Brig, dem vom FC Brig-Glis, sechste Liga – für den Klub hat Infantino mal gekickt. Ziemlich schlecht übrigens, keine Technik, keine Ausdauer, und das als »Zehner«, als Spielmacher. »Gianni wurde oft ein- und ausgewechselt.« Aber das ist nun wirklich das einzig Schlechte, was man aus Arnold über seinen Freund, den Gianni, herausquetschen kann.

Vielleicht kommt Infantino deshalb so oft nach Brig zurück. Hier geht er zu seinen Jungs vom FC in die Kabine, feuert sie an, dass sie das Spiel noch packen, er fragt, ob mal einer ein Bier für ihn hat und eine Bratwurst. Und auf der Straße spricht er mit jedem, der mit ihm sprechen will. Erzählt Arnold.

»Er ist ganz anders hier als in Zürich«, glaubt Arnold. Zürich, das Fifa-Hauptquartier, dort, wo sie hinter Infantinos Rücken murren, er grüße nicht, gucke durch Leute hindurch, als wären sie Luft. Zürich, wo sie ihm nachsagen, dass er Mitarbeiterversammlungen schwänze und auch sonst durchblicken lasse, dass er Untergebene wohl nur für ein nötiges Übel halte. Oder ausschließlich für ein Übel.

Zur Zürich-Version des Gianni Infantino gehören auch der S-Klasse-Mercedes 500, der Audi Q7, der Hyundai-Geländewagen für ihn. Das Klagen der Reisestelle, dass der Präsident, der in Interviews so bescheiden tut mit seinem Satz »Normalerweise fliege ich Linie«, oft von jetzt auf gleich einen Privatjet verlangt. Fünf Charterflüge allein im Dezember 2017, für 47 000 Euro von Zürich nach Kuwait, für 58 000 Euro von Genf über Riad nach Dubai. Aus Infantinos Sicht immer berechtigt, keine Frage.

Neben dieser Zürich-Version des Gianni Infantino – der vom Hausdespoten, die er selbst als belanglosen »Bürotratsch« abtut – gibt es aber noch die Welt-Version. Die schlimmste von allen. Die Version von einem Alleinherrscher, der die Fifa im Moment ihrer größten Krise an sich gerissen hat mit dem Versprechen, alles anders, alles besser zu machen. Keine Hinterzimmerdeals mehr wie in der Ära des ewigen Präsidenten Sepp Blatter. Keine Kungeleien bei der Vergabe von Fußballweltmeisterschaften. Kein Einseifen korrupter Verbandschefs mit Fifa-Geld, damit sie den Präsidenten beim nächsten Mal wiederwählen.

Das war die Hoffnung, die Infantino ins Amt hineingetragen hat, doch längst erscheint der Welt-Infantino als Präsident, der die Fifa nicht ändern, sondern seinem Ego unterwerfen will. Als Machtmensch reinster Sorte.

Wenn Infantino entscheiden müsse, was ihm nutzt, seiner Macht, und was der Fifa, ihrem Ruf, dann wähle er die Macht und nehme den Schaden für die Fifa in Kauf. Das sagt einer, der ihn lange genug kennt, um ihn stark genug zu fürchten – »schreiben Sie also nicht meinen Namen«. Infantino sehe nur Schwarz oder Weiß: »Entweder man ist sein Freund oder sein Feind.« Und wer ihm nicht bedingungslos folge, der müsse weg. Einer, der den Säuberungen zum Opfer fiel, der Deutsche Hans-Joachim Eckert, früher Chefrichter der Fifa-Ethikkommission, sagt: »Transparenz unter Infantino? Die können Sie vergessen. Infantino will wiedergewählt werden.«

Es ist die Welt-Version, die nun auch in den Papieren von Football Leaks zum Vorschein kommt. Es geht um Tausende Do-

kumente aus der Fifa: Mails, Messenger-Nachrichten, Sitzungsprotokolle, Berichte, die der SPIEGEL zusammen mit dem Journalistennetzwerk EIC, dem Schweizer »Tages-Anzeiger«, dem Norddeutschen Rundfunk und der Agentur Reuters ausgewertet hat. Sie entlarven einen Reformen, der sich schon kurz nach der Wahl als Reaktionär herausstellte. Einen Erneuerer, dessen einzige echte Neuerung lautet: Ersetze den Namen Blatter durch den Namen Infantino.

Die Papiere zeigen, dass Infantino Einfluss auf den neuen Ethikkodex der Fifa nahm, mit eigener Hand Korrekturen vorschlug und ihn damit in mehreren Punkten entschärfte. Sie enthüllen, wie er die Fäden für ein monströses 25-Milliarden-Dollar-Geschäft zog, obwohl der Fifa-Präsident laut Satzung mit dem operativen Geschäft nichts mehr zu tun haben soll. Und wie er diesen Deal brachial durchboxen wollte, allen offenen Fragen zum Trotz.

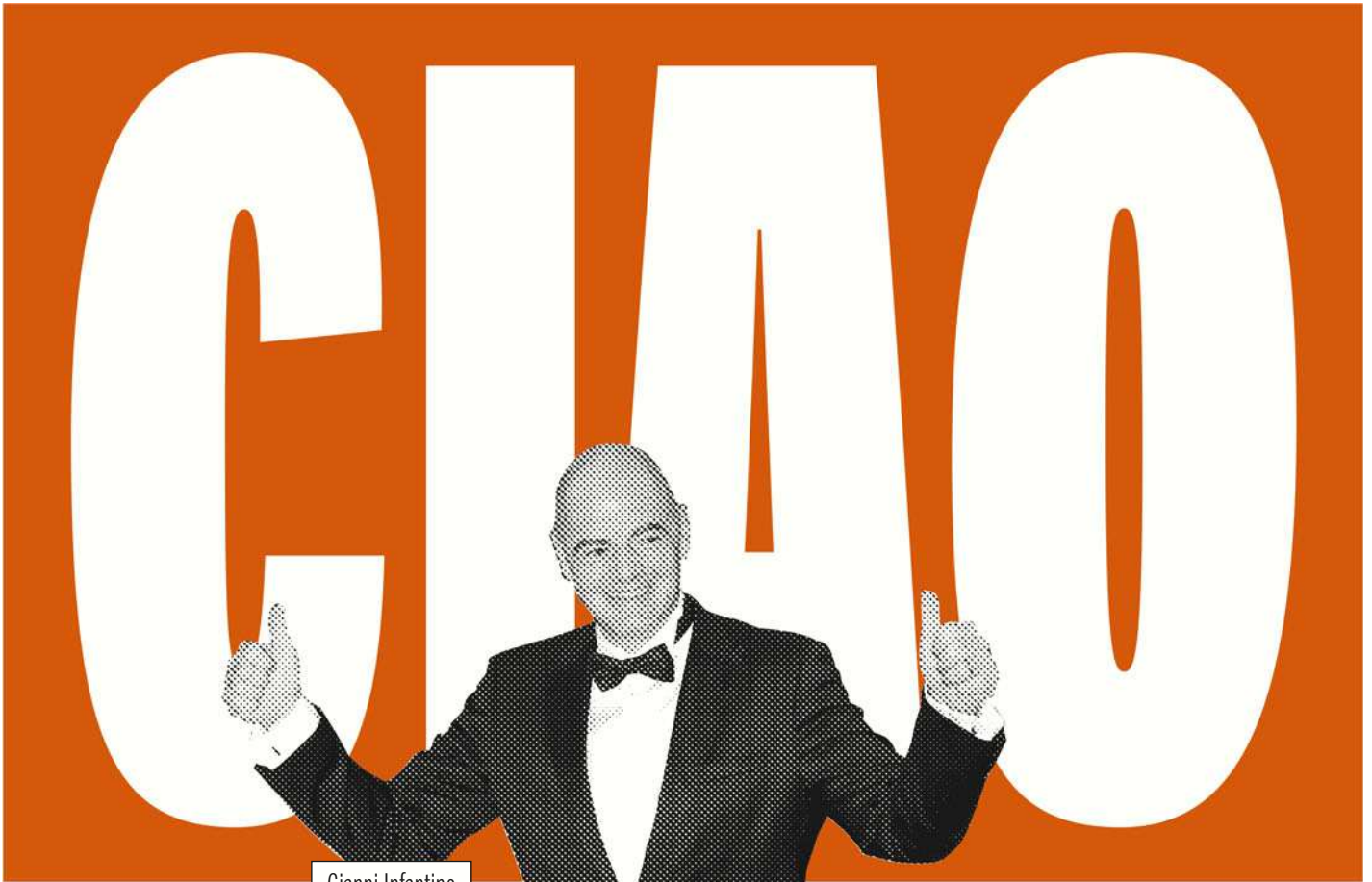
Am gefährlichsten könnten für ihn Dokumente werden, die in seine Zeit als Generalsekretär der Europäischen Fußball-Union (Uefa) zurückreichen. Sie decken auf, wie Infantino 2014 Geheimdeals mit Manchester City und Paris Saint-Germain machte. Er hebelte damit die Regeln des sogenannten Financial Fair Play aus. Diese Uefa-Regeln sollten eigentlich verhindern, dass die beiden Scheichklubs mit ihren geschenkten Milliarden die Stars wegkaufen, während hart wirtschaftende Traditionsteams nicht mehr mitbieten können.

Bei seinen Auftritten hatte Infantino immer darauf gepocht, die Regeln einzuhalten. Es war wie eine Monstranz, die er vor sich hertrug: der heilige Gianni gegen das Finanzdoping der bösen Bonzen. Nun entpuppt sich die ganze Scheinheiligkeit (siehe Seite 106).

Nach außen erweckte Infantino stets den Eindruck, nur das Beste für den Fußball zu wollen, nie das Beste für sich. Die Papiere, ergänzt um Gespräche mit einem Dutzend Experten und Fifa-Insidern, lassen dagegen eine andere Denkweise erkennen. Eine, die typisch für Alleinherrscher ist: dass das Beste für sich auch immer das Beste für alle sein soll.

Wer also etwas Gutes über Gianni Infantino hören will, der sollte in Brig blei-





Gianni Infantino



ben und an dieser Stelle aufhören zu lesen. Auch Rinaldo Arnold, der Freund. Er taucht übrigens ebenfalls in den Dokumenten auf. Aber dazu später.

VORWÄRTS IN DIE VERGANGENHEIT

Es war schon ein merkwürdiger Retter, der da am 26. Februar 2016 im Zürcher Hallenstadion zum Fifa-Präsidenten gewählt wurde. Eine Zweitlösung, die als Erlöser auftrat.

Blatter, der Vorgänger, das Gesicht der alten, korrupten Fifa, war spätestens seit Sommer 2015 erledigt. Und mit ihm stand der ganze Verband davor, von den Ermittlern erledigt zu werden. Sie hatten das Fifa-Hauptquartier durchsucht, hatten sechs Fußballfunktionäre im Luxushotel Baur au Lac festnehmen lassen. Bilder gingen um die Welt, wie einer hinter einem hochgehaltenen Bettlaken abgeführt wurde. Die Fifa selbst spricht heute vom »wahrscheinlich größten Korruptionsskandal aller Zeiten im internationalen Sport«. In den USA drohte ihr die Einstufung als Mafiaorganisation.

Was sie zum Überleben brauchte, war ein Neuanfang. Oder etwas, das wenigstens so aussah.

Der richtige Mann dafür sollte der Franzose Michel Platini sein, Chef des Europaverbands Uefa. Aber als herauskam, dass Platini Millionen vom alten Blatter zugschustert bekommen hatte, fiel auch er – und das Licht auf den, der bisher fest hinter Platini und immer in seinem Schatten gestanden hatte: Gianni Infantino. Er war als Generalsekretär der Uefa ein erfolgreicher Technokrat der Macht gewesen, so glatt wie seine Glatze.

Genauso glatt poliert war sein Wahlkampf. In einem Manifest versprach Infantino alles, mehr Moral und mehr Geld, als wäre das in der Vergangenheit der Fifa kein Widerspruch gewesen. Er legte ein pathetisches Gelöbnis ab, »es ist nun der Zeitpunkt gekommen für einen Kurswechsel, und ich glaube, als Mann von Integrität ... bin ich die richtige Person dafür ... ich werde ... mit gutem Beispiel ... vorangehen«.

Aber er war klug genug, den Funktionären aus mehr als 200 Verbänden auch die Droge zu geben, an die sie gewöhnt waren, für ihr Wohlbefinden und ihr Wohlwollen: Geld, viel Geld. Die Fifa werde in den nächsten vier Jahren die Hälfte ihrer Einnahmen an sie ausschütten. 5 Millionen Dollar an jedes Land, 40 Millionen an jeden der sechs Kontinentalverbände. »Das Geld der Fifa ist euer Geld, nicht das Geld des Fifa-Präsidenten«, rief er den Wahlmännern zu. Viele davon aus Ländern, in denen Fußballfunktionäre »euer« Geld erfahrungsgemäß zu wörtlich nehmen.

»Forward«, »Vorwärts«, nannte Infantino das Programm, das Dollar regnen lassen sollte, insgesamt 1,4 Milliarden. Es ist sein »Prestigeprojekt«, der »Spiegel, in dem viele, viele Mitgliedsverbände die Führung des Präsidenten betrachten«. So steht es in einem Geheimbericht zur Lage der Fifa, den Kjetil Siem im Februar 2018 für Infantino schrieb. Siem, ein Norweger, ist der Chefstrategie im Fifa-Hauptquartier.

Und wie läuft es bei »Forward«? Offiziell bestens, alles »im Zeitplan und unter Kontrolle«, wie es im Fifa-Finanzbericht 2017 hieß. Doch tatsächlich kam »Forward« lange nicht in die Gänge. So nachzulesen in einer Brandmail, die Infantino im Juli 2017 nach einer Runde mit seinen engsten Vertrauten schrieb: »Jeder stimmt zu, dass die Zahlungen aus dem Forward-Fonds eine absolute Priorität sind ... und dass sie bis jetzt eine absolute Pleite waren.«

Die Mail ging an Fatma Samoura, die Fifa-Generalsekretärin, und Infantino setzte sie unter Druck: Entweder sie finde eine »praktikable und pragmatische Lösung«, wie das versprochene Geld schleunigst bei den Verbänden lande. Oder er selbst werde »andere Maßnahmen« ergreifen. Eine Drohung? Natürlich müsse aber alles, was man mache, sauber sein.

Genau da lag das Problem: Die Fifa-Verwaltung hatte sich erlaubt zu prüfen, ob die Gelder tatsächlich dort ankamen, wo sie hingehörten. Und nicht in die Taschen korrupter Funktionäre, wie so oft. Das dauerte. Hinzu kam: 35 Länder standen im Dezember 2017 auf einer Geheimliste der Fifa – sie hatten sich nicht an die Regeln gehalten und durften deshalb nur gekürzte oder gar keine »Forward«-Gelder mehr abrufen. Einen Monat später war die Liste auf 38 Länder gewachsen. Der Druck auf Infantino damit aber auch.

Die Nationalverbände seien »immer frustrierter und beklagen sich zunehmend über ... endlose Fragen ... und lange Verzögerungen«, warnte die zuständige Fifa-Abteilung in einer Mail. Wo, bitte, blieb der Zaster?

Samoura, die Generalsekretärin, spurte: »Notiert. Man wird sich an die Beschleunigung der Auszahlungen machen«, gelobte sie Infantino nach seinem Machtwort. Seitdem spricht vieles dafür, dass die Fifa das Geld schneller ausgibt, sich dafür aber Skrupel spart. Einem internen Fifa-Memo zufolge gingen 8,5 Millionen Dollar regelwidrig, nämlich als Zahlungen im Voraus, an Verbände.

Ein Ex-Fifa-Mann, der die finanziellen Abläufe kennt, sagt: »Wie die »Forward«-Millionen verteilt werden, ist derzeit der größte Schwachpunkt der Fifa. Und ihr größtes Risiko. Niemand kann wissen, ob nicht große Summen in kriminelle Aktivitäten abgezweigt werden.« Ähnlich sah das der Chefstrategie Infantinos, der Norweger

Siem, in seinem Geheimbericht Ende Februar: »Statt auf Basis von Ausgaben und Projekten zu zahlen, wird im Voraus gezahlt.« Erst hinterher schauten Wirtschaftsprüfer nach, ob alles sauber gelaufen oder Geld verschwunden sei. »Das Schadensrisiko ist besorgniserregend«, warnte Siem und sprach von »Reputationsrisiken für das Programm und die Fifa«.

Diese Sätze ihres eigenen Vordenkers will die Fifa auf SPIEGEL-Anfrage nun so nicht stehen lassen. Schon wahr, früher, unter Blatter, sei »ohne Kontrollen und aus politischen Gründen ausgezahlt« worden. In der Ära Infantino nicht. Da seien alle Gelder »in Übereinstimmung mit den Regeln« geflossen. Vor allem: Noch nie habe die Fifa so gründlich wie heute nachgehakt, was mit dem Geld passiert sei. Das werde künftig sogar noch strenger geprüft, kündigte Infantino kürzlich an. Gleichzeitig versprach er den Verbänden aber auch schon wieder mehr »Forward«-Millionen. Geld ist gut, mehr Geld bei Infantino immer besser.

Der Fall »Forward« lässt ein Muster erkennen, wie Infantino die Fifa führt, ein Muster, das in den Football-Leaks-Dokumenten immer wieder auftaucht. Um gewählt zu werden, musste er eine neue Fifa versprechen, einen moralischen Ruck, der mit ihm durch den Weltverband gehen würde. Seit er aber gewählt ist, kümmert er sich um seine Wiederwahl im Juni 2019. Dabei ist Geld nützlich, um Wähler bei der Stange zu halten, die neue Ethikoffensive dagegen eher lästig. Ein Störfaktor. Und Störfaktoren sind in der Welt des Gianni Infantino zu eliminieren. Unauffällig, aber unnachgiebig.

»Infantino will, dass der Verband zur Ruhe kommt und damit seine Chancen für die Wiederwahl steigen. Dem ordnet er alles unter«, sagt Eckert, der geschasste Chefrichter der Ethikkommission. Er hat das alles aus der Nähe miterlebt – als Opfer.

ALLES UNTER KONTROLLE

Der Tag von Zürich, der mit der Wahl von Infantino endete, hatte morgens die größte Reform in der Geschichte der Fifa gesehen. Diese Reform brockte dem neuen Präsidenten ein Problem ein: Die Kontrolleure, die in der Fifa endlich den Dreck auf- und die Dreckigen abräumen sollten, durften nicht mehr aus der Fußballfamilie kommen, damit sie komplett unabhängig waren. Auch von Infantino.

An der Spitze der Aufklärer stand die Ethikkommission mit ihren zwei Kammern: der Untersuchungskammer, geführt von Cornel Borbély, einem Schweizer Ermittler. Und eben der Spruchkammer unter Richter Eckert. Mag die Bilanz der beiden, wie die Fifa heute stänkert, anfangs nicht sehr beeindruckend gewesen sein – zum

DIE ETHIK-KOMMISSION IST TOT



María Claudia Rojas



Ende der Blatter-Ära hatten sie sich einen Ruf als scharfe Hunde gemacht. Sie hatten Größen des Weltfußballs wie Franz Beckenbauer, Platini, sogar Blatter abgestraft.

Infantino war aber nicht mal hundert Tage im Amt, da besorgte ihm die Fifa-Vollversammlung einen Beschluss, der aus unantastbaren Wächtern Schießbudenziele machte: Der Fifa-Rat, ein 37-köpfiges Gremium, dessen Vorgänger WM-Turniere vergeben – und verschoben – hatte, bekam für ein Jahr das Recht, jeden der Kontrolleure abzusetzen.

Im Mai 2017 war dann die Zeit von Borbély und Eckert abgelaufen. Sie saßen im Jet zum nächsten Fifa-Kongress in Bahrain, als nach der Landung eine SMS auf ihren Handys aufplopfte. Darin stand, dass sie nicht wieder zur Wahl aufgestellt würden. Borbély hatte da gerade ein Verfahren direkt gegen Infantino eingeleitet, es ging um möglicherweise unsaubere Praktiken, die Infantino bestritt. »Wir wurden gestoppt, weil wir unabhängig ermittelt haben – auch gegen Herrn Infantino selbst«, sagt Eckert heute.

Auf Borbély, den Chefermittler, folgte die Kolumbianerin María Claudia Rojas, eine Verwaltungsrichterin, aber keine Ermittlerin. Mit das Erste, was von ihr kam, war ein Freispruch für Infantino, noch bevor sie die Ermittlungsakte ihres Vorgängers Borbély ganz gelesen hatte. Nein, gegen den Präsidenten laufe nichts, ließ sie die Presse wissen.

Rojas gilt seitdem als Beispiel für Infantinos Machtpolitik, Leute in wichtige Ämter hineinzudrücken, die dankbar sind, abhängig und deshalb nicht gefährlich. Auch zur wundersamen Frau Rojas liefern die Football-Leaks-Papiere neue Hinweise.

Am 6. April 2017, nur fünf Wochen vor dem Fifa-Kongress in Bahrain, tauchte der Name in einer Mail auf. Sie stammte von Ramón Jesurun, dem Chef des kolumbianischen Fußballverbands; er schrieb an den Dachverband der Südamerikaner, die Conmebol. Die wollte gerade Kandidaten für Fifa-Wahlen aufstellen. Warum Frau Rojas? Sie sei eine »Deluxe-Kandidatin«, schrieb Jesurun, »fußballverrückt« und – ja wirklich, das nennt er als Qualifikationsmerkmal – eine »Superamiga«, eine Superfreundin, von ihm.

Der kolumbianische Verband gilt im eigenen Land als notorisch schmierig. Auch gegen Jesurun, den Präsidenten, wird ermittelt, wegen eines Ticketskandals. Was wäre da besser als eine Frau seines Vertrauens als Fifa-Chefermittlerin? Jesurun antwortet nicht auf eine Anfrage, dafür die Fifa. Sie sagt, dass Jesurun die Richterin nur wegen ihrer Fähigkeiten und ihres Ansehens vorgeschlagen habe – in seiner Mail war davon noch keine Rede.

Wie sich später herausstellte, war Rojas aber nicht nur eine »Superamiga« von Jesurun, sondern auch von dessen Vorgänger Luis Bedoya, der seit 2016 lebenslang

gesperrt ist, wegen persönlicher Bereicherung. Rojas hatte sich, noch als Richterin in Kolumbien, selbst mal für befangen erklärt, weil sie mit Bedoya eine »freundschaftliche Beziehung« verbinde. Später bestritt sie das wieder.

Das alles hielt den Südamerikaverbandschef Alejandro Domínguez nicht davon ab, Rojas vorzuschlagen. Der Kontinentalfürst gilt als wichtigster Helfer von Infantino im Weltfußball. Und so eine Funktionärin von Domínguez? Gnadene kam Infantino offenbar gerade recht.

Nur fünf Wochen nach der »Superamiga«-Mail aus Kolumbien war Borbély Geschichte und Rojas die frisch gewählte Chefermittlerin. Das sei doch mal toll, einen Kandidaten zu haben, der nicht aus Europa komme, noch dazu eine Frau, begrüßte Infantino die Neue.

Im Fifa-Rat, in dem auch der deutsche Fußballchef Reinhard Grindel sitzt, gab es kaum Widerstand. In der Fifa-Vollversammlung, die Rojas wählte, gar keinen. Dass für Rojas die Meldefristen pulverisiert wurden? Egal. Und dass Rojas in einer Pflichtauskunft die Freundschaft zum lebenslang gesperrten Bedoya verschwiegen hatte? In der neuen Fifa des Gianni Infantino nur eine Petitesse. Für den Boss galt mal wieder: wo ein Ziel, da ein Weg.

»Wie er die Unabhängigkeit der Ethikkommission durchbrochen hat, ist drama-

tisch. Das hätte eigentlich zu einer Untersuchung gegen ihn führen müssen«, sagt ein hochrangiger Fifa-Insider. Aber wer sollte diese Untersuchung einleiten? Rojas? Auch das zeigen die Papiere: Seit Rojas im Amt ist, spielt sie in der Fifa die Rolle, die für Infantino die bequemste ist – kaum eine.

»Seit Rojas im Amt ist«, so der Insider, habe »die Qualität der Untersuchungen deutlich nachgelassen«. In den Football-Leaks-Papieren finden sich einige Verfahren, bei denen Rojas nur noch mit ein oder zwei Zeilen aus der Ferne absegnet, was ihr Fifa-Leute aus dem Sekretariat der Ethikkommission in Zürich empfehlen. »Muchas gracias. Cordial saludo.« Eigener Beitrag: nicht erkennbar.

Die Chefermittlerin der Fifa spricht kein Englisch und nur etwas Französisch, nicht genug für juristische Feinheiten. In Zürich, so bestätigt der Verband, arbeitet sie auch nur »einige Tage« im Monat. Die luxemburgische Politikerin Anne Brasseur stellte deshalb in einem Bericht für den Europarat fest, dass Rojas stark davon abhängt, welche Häppchen man ihr aus der Schweizer Zentrale überhaupt zuwerfe.

Dort laufen die Fäden bei einem Italiener zusammen, Mario Gallavotti, der nicht nur das Sekretariat der beiden Ethikkommissionen leitet, sondern gleich noch das Büro der Audit-and-Compliance-Kommission. »Gallavotti ist ein Mann Infantinos«, meint ein zweiter Fifa-Insider, »die Ethikkommission ist tot.«

Zumindest einmal allerdings sagte Rojas durchaus ihre Meinung. Am 17. Februar 2018 ging ein Hinweis bei der Fifa ein. Ein Journalist beschuldigte Conmebol-Präsident Domínguez, den Staatschef von Paraguay unter Druck gesetzt zu haben. Der habe dafür sorgen sollen, dass das höchste Gericht des Landes eine Klage gegen Conmebol abweist. Der Tipgeber forderte eine Ermittlung gegen Domínguez, ausgerechnet jenen Mann, der Rojas ins Fifa-Amt geschleust hatte.

Fünf Tage später eine Mail von Rojas: Sie sehe vorerst keine Notwendigkeit für eine Voruntersuchung, aber man solle dazu noch mal reden. Nein, kein Memo schreiben. Erst mal nur reden. Dann bricht der Mailverkehr im Datenmaterial ab. Die

Fifa sagt, man habe keine Beweise, dass Domínguez mit dem damaligen Staatschef in der Sache zu tun hatte; Domínguez ließ eine Anfrage unbeantwortet.

Inzwischen wäre es wohl an der Zeit, gegen Rojas selbst zu ermitteln. Bei der WM in Russland wohnte sie wochenlang im selben Fünfsterne-Grandhotel, in dem sich die Mitglieder des Fifa-Rats verwöhnen ließen. Funktionäre, die Rojas eigentlich kontrollieren soll. Was sie dort dienstlich zu tun hatte, ist Fifa-Kritikern schleierhaft. »Ich wüsste nicht, was die Rechtfertigung für mich gewesen wäre, die ganze WM im Fifa-Hotel zu verbringen«, ätzt Ex-Richter Eckert.

Mehrfach soll Rojas wie ein Groupie im Kolumbientrikot durch die Lobby gelaufen sein. Auch Sohn und Tochter residierten je eine Woche im Lotte, einem der teuersten Hotels der Stadt, zur teuersten Zeit des Jahres, während der WM. Wer zahlte für die Kinder? Sie selbst, sagt Rojas, alles aus der eigenen Tasche. Die Fifa sagt dazu nichts.

Die muss auch schon wolkig erklären, was sich ihr Präsident in Moskau geleistet hat: Zum WM-Finale hatte Infantino alle Verbandschefs eingeladen, Businessclass-Flug, Fünfsternehotel, alles auf Fifa-Kosten. Fast 200 kamen. Für Infantino gut angelegtes Geld. Es sind jene Präsidenten, die ihn im Juni 2019 wiederwählen sollen. Eigentlich ein klarer Filzfall, aus Sicht der Fifa dagegen »vollkommen angemessen« und »regelgerecht«. Schließlich besagen die Regeln, dass Infantino eine angemessene Zahl von Gästen einladen darf.

Was aber angemessen ist, richtet sich bei Infantino offenbar nach seinem eigenen Ermessen. Und warum sollte er sich fürchten vor einer Chefermittlerin, die selbst wochenlang in Russland das süße Leben der Funktionäre auskostete?

DAS ENTSCHÄRFTE PAPIER

Eine Ermittlerin, die nicht ermitteln kann, ermitteln will – aber das reichte Infantino wohl noch nicht: Erst wurde das Personal entschärft, dann das Papier, der Ethikkodex der Fifa. Das Wort »Korruption« taucht in der englischen Version neuerdings nicht mehr auf, Bestechung verjährt

nun nach zehn Jahren, danach werden Hinweise nicht mehr untersucht.

Als das bekannt wurde, war die Empörung groß. Die Fifa beschwichtigte umgehend, angeblich nur ein Missverständnis. Wirklich? Wie sich nun herausstellt, hatte Infantino seine Finger im Spiel, machte mit eigener Hand Korrekturvorschläge für den Ethikkodex. Einiges davon findet sich in der aktuellen Fassung wieder.

Offiziell behauptete die Fifa, nur die Ethikkommission und Funktionäre aus den Kontinentalverbänden hätten Änderungen vorgeschlagen, der Fifa-Präsident habe damit nichts zu tun. Eine Mail vom 21. Dezember 2017 belegt etwas anderes. Geschrieben hat sie der Grieche Vassilios Skouris, der den Deutschen Eckert an der Spitze der Ethik-Spruchkammer abgelöst hatte. »Lieber Gianni, wie versprochen schicke ich dir den Entwurf des Kodex, wie er von Rojas und mir ausgearbeitet wurde ...« Am 17. Januar wollte man mit der Novelle fertig sein. »Falls du Anmerkungen hast, bitte ich dich, sie ein paar Tage vor diesem Termin zu schicken, damit ich sie im endgültigen Text einbauen kann.«

Infantino hatte eine Menge Anmerkungen. Das sei ja »wahrlich exzellent«, was Skouris und Rojas sich da überlegt hätten, »trotzdem, als guter alter Jurist kann ich kein Reglement lesen, ohne Kommentare oder Vorschläge zu machen. Ich hoffe, sie können euch nützlich sein, um den Text zu finalisieren«, man könne demnächst noch darüber reden.

Einer der Punkte, die Infantino monierte: dass nach seinem Geschmack zu viele Voruntersuchungen gegen Funktionäre eingeleitet wurden. »Das ist in der Vergangenheit missbraucht worden, speziell in den Medien.« Infantino war selbst mit einer Voruntersuchung in die Presse geraten, nachdem er mit dem Jet eines Oligarchen zum Papst geflogen war. »Es sollte klar sein, dass auch eine Voruntersuchung nur auf Weisung der vorsitzenden Person der Ermittlungskammer ... durchgeführt werden kann.«

Diese Vorsitzende ist aber keine andere als Rojas, die geschmeidige Kolumbianerin. Tatsächlich steht der Passus heute so im Ethikkodex, wie ihn sich Infantino ge-

SO GLATT WIE S

wünscht hat: keine Vorermittlung, ohne dass Rojas Ja sagt.

Und noch ein Punkt: Bisher konnte die Fifa jederzeit Ermittlungen an sich ziehen, wenn Nationalverbände bei Verstößen nichts taten. Dazu Infantinos Kommentar: »Dieser Artikel sollte diskutiert werden ... Die Fifa ist nicht die Weltpolizei mit einer Verpflichtung, alles zu untersuchen und zu bestrafen, was irgendwo auf der Welt passiert.« Heute steht im Fifa-Code eine Dreimonatsfrist, erst dann darf die Fifa übernehmen – wenn sie denn will.

Die Fifa spielt Infantinos Rolle herunter: Es sei »völlig unplausibel«, dass sich Chefrichter Skouris, zwölf Jahre lang Präsident des Europäischen Gerichtshofs, zu einer Entscheidung gegen seinen Willen pressen lasse. Dagegen sieht sein absevierter Vorgänger Eckert endlich bestätigt, was er schon lange vermutet hatte. »Ich habe immer gesagt, der neue Ethikcode ist Infantinos Werk – das ist der Beweis«, erregt sich Eckert, als der SPIEGEL ihm Infantinos Korrekturkatalog vorlegt. Egal wie man über Blatter denke, der alte Präsident sei nie so weit gegangen, Einfluss auf die Ethikregeln zu nehmen oder der Ethikkommission in ihre Arbeit reinzureden. Was Infantino getan habe, sei »ein klarer Verstoß gegen den Kodex und die Statuten der Fifa«.

So wie Infantino die Ethikkommission wieder kleinbekommen hat, so hat er es auch mit dem zweiten Brocken geschafft, den ihm die Reformer am Morgen der Wahl vor die Füße geworfen hatten. Der Präsident sollte künftig nur noch über die großen Linien nachdenken, Pokale überreichen, von der Tribüne winken, kluge Reden halten, der Fifa das saubere Gesicht geben, das sie braucht. Ein Präsident zum Knutschen.

Aus dem Tagesgeschäft sollte er sich aber heraushalten; die wahre Macht würde künftig beim Generalsekretär liegen. Und die Frau, die es wurde, Fatma Samoura, wagte tatsächlich, in einem Interview zu behaupten: »Ich bin die Nummer eins der Fifa und sicher einflussreicher als er.«

Das zeigte schon, wie wenig sie wusste. Über Fußball, die Fifa. Und Infantino.

So wie die neue Chefermittlerin Rojas ist auch Samoura eine typische Infantino-

Personalie: Frau, farbig, aus Afrika, eine unangreifbare Wahl. Nur nicht unangreifbar für Infantino. Sie kam von der Uno, von Fußball hatte sie kaum eine Ahnung, im Fifa-Hauptquartier keine Verbündeten. Sie wollte den Job, und so, wie es aussieht, wollte Infantino sie für den Job, um ihn dann selbst zu machen.

Bei Pressekonferenzen redet Infantino, Samoura sitzt neben ihm, sagt kaum etwas. Entweder weil sie nicht weiß, was sie sagen soll, oder weil sie inzwischen weiß, dass es besser ist, nichts zu sagen. Der Präsident gilt als leicht reizbar, erst recht, wenn es so aussieht, als hätte ein anderer im Haus das Sagen.

EINE TOTALE FEHLBESETZUNG

Kjetil Siem, der Norweger, hat im Februar in seinem geheimen Lagebericht für den Präsidenten gnadenlos mit Samoura abgerechnet. Für den Fifa-Strategiechef ist sie eine totale Fehlbesetzung. »Das Vertrauen in die Generalsekretärin ... ist dramatisch gesunken.« Selbst »unter den weiblichen Angestellten, die ihr Kommen gefeiert haben, ist nicht mehr viel Glaube an sie übrig ... Der Mangel an Verständnis, an Wissen über die Fußballindustrie und der zum Teil chaotische, emotionale, sprunghafte und kleinliche Führungsstil hat Leute demotiviert.« Nicht mal mehr »ihre eigenen Leute im Sekretariat können ihren Frust noch für sich behalten«.

So geht das bei Siem weiter: Dass die Fifa noch vorankomme, sei so eher »trotz statt wegen« Samoura. Dabei verdiene der Präsident doch »eine innovative, moderne, kenntnisreiche, erfahrene und professionelle Generalsekretärin ...«, all das, was Samoura offenbar nicht sei. Und deshalb »haben wir jetzt eine Situation, in der mehrere Vizepräsidenten, Ratsmitglieder, Kontinentalverbände und Mitgliedsverbände unglücklich sind und sich über die Führung der Fifa-Verwaltung beklagen. Die Pfeile bewegen sich Richtung Präsident. Warum lässt er zu, dass das so weitergeht?«

Ja, warum?

Wenn das alles so stimmt (und es sich nicht nur um »persönliche«, »unfaire Ansichten« von Siem handelt, wie die Fifa jetzt behauptet), dann hätte Infantino sei-

ne Generalsekretärin längst feuern lassen müssen. Aber Infantino hält an Samoura fest. Und reißt das Alltagsgeschäft an sich. Die wichtigen Entscheidungen, die Millio-nendeals. Er macht, sie lässt ihn machen. So wie er das offenbar gewollt hat – egal was die Reformer vor zweieinhalb Jahren beschlossen haben.

Dass er und kein anderer die Fifa führt, dafür steht heute das Projekt mit dem Codenamen »Trophy«. Der Plan, der Fifa bis 2033 die unvorstellbare Summe von 25 Milliarden Dollar in die Kasse zu spülen. Es ist ein Deal, den Infantino in der Fifa mit Macht vorantreibt. Und der alle glücklich machen dürfte, die in seiner Wahlrede mehr auf das Wort Geld als auf das Wort Moral geachtet haben. Der Präsident braucht glückliche Verbandschefs. Bald sind Neuwahlen. Es ist noch immer das Alte wie unter Blatter: zahle und herrsche.

Im Dezember 2017 flog Infantino nach Abu Dhabi. Da spielte Real Madrid, der Europa-Champion, gegen die Sieger anderer Kontinente. Klub-WM nannte sich das, es war einer dieser Plastikwettbewerbe, die im Grunde keiner braucht. Wer will schon die Real-Superstars gegen Al Jazira aus Abu Dhabi sehen? Die drei Herren, die Infantino auf seine Gästeliste gesetzt hatte, vermutlich auch nicht. Sie kamen von Centricus, einer Anlagefirma aus dem Steuerparadies Jersey. Spezialisten darin, selbst Plastik in Platin zu verwandeln. Anleger haben ihr 93 Milliarden Dollar anvertraut, die Hälfte stammt aus Saudi-Arabien.

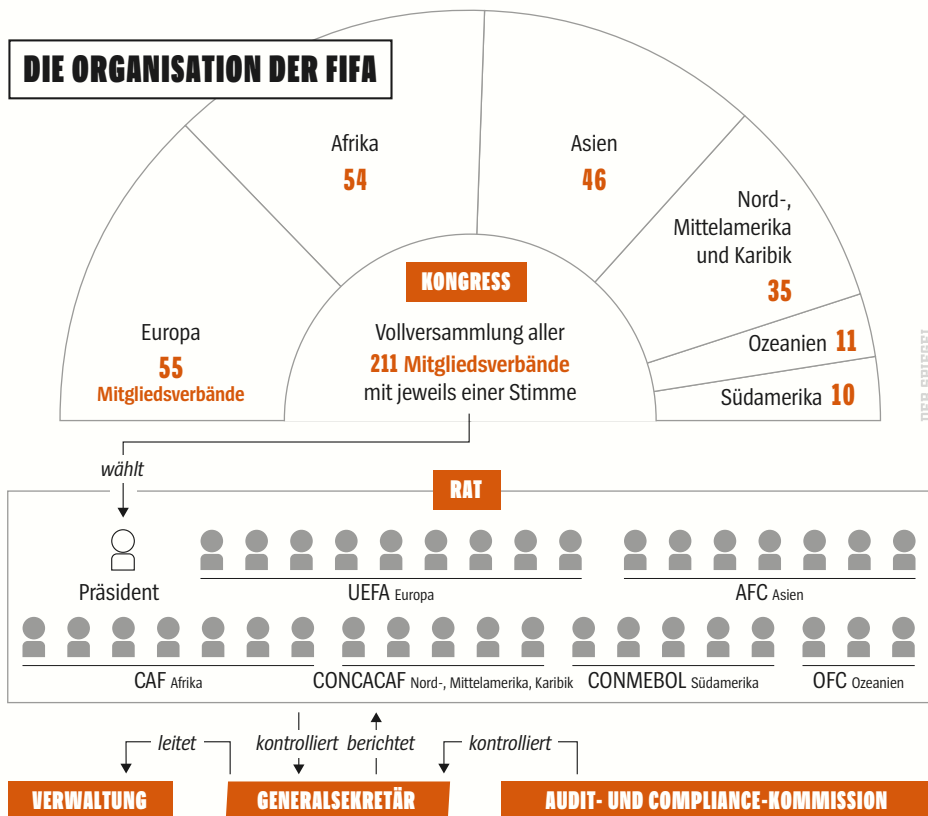
Kurz nach dem Treffen mit den Centricus-Managern bescherte ihr Gastgeber Infantino dem Weltfußball plötzlich eines jener Angebote, die man auf den ersten Blick einfach nicht ablehnen kann: 25 Milliarden Dollar für die Verbandskassen.

So erstaunlich die Offerte war, so undurchsichtig blieb sie. Woher das Geld kommen sollte, wollte Infantino nicht verraten. Keine Namen, nur dass es »private Investoren« seien, »einige der solidesten der Welt«, »kein Staatsfonds«. Auch sonst blieb vieles nebulös. »Er hat nur die Hälfte der Geschichte erzählt«, sagt ein Insider.

Die Football-Leaks-Daten bringen nun mehr Licht in den Megadeal. Am 19. De-



DIE ORGANISATION DER FIFA



zember 2017, kurz nach der Visite in Abu Dhabi, schickte Centricus das erste Konzept. Die Anlageprofis wollten eine Klub-WM vermarkten – ein Turnier, wie sie es gerade gesehen hatten, nun aber aufgemotzt, mit bis zu 24 Teams und den größten Vereinsnamen der Welt. Das Versprechen: neue Milliardenereinnahmen für den Fußball. Daran ist erst mal nichts falsch. Aber so, wie die Sache lief, fühlt sich doch einiges daran falsch an.

Das begann schon damit, dass Centricus, die Firma, die sich in Geheimgesprächen angedient hatte, für Infantino gesetzt war. Eine Ausschreibung hielt der Präsident anscheinend für überflüssig. Nach ein paar Wochen wollte Centricus dann sogar für zwei Turnierserien Geldgeber beschaffen. Nicht nur für die Klub-WM, auch für einen »Nationencup«. Alle zwei Jahre sollten die besten Nationalmannschaften in einer Liga um den Titel spielen. Nun saß auch der japanische Technikkonzern Softbank bei einem Geheimtreffen am Pariser Flughafen Le Bourget mit am Tisch.

Über beide Serien sollte ein großes Dach gezogen werden, eine gemeinsame Firma von Fifa und Investoren. In einem Konzept heißt es dann aber unvermittelt, dass noch mehr unter dieses Dach gepackt werden sollte: die Videospielrechte der Fifa, Fifa TV, das ganze Bildarchiv mit »Turnieren, speziellen Momenten, Interviews, Hintergrundgeschichten«. Das alles wollte man in die Dachfirma »einlagern« und von ihr managen lassen.

Einlagern? Was das bedeutete, blieb schwammig. Würde die Fifa mit dem Geschäft ihr gesamtes Bildarchiv verhökern? Die »Hand Gottes«, Maradonas Tor gegen England 1986? Dazu auch gleich noch alle Digitalrechte? Offen.

Und wo sollte die Dachfirma überhaupt sitzen? »Eine steuertransparente Schweizer Gesellschaft für diesen Zweck wäre ... kein geeignetes Investment-Vehikel«, hieß es noch im März im Entwurf eines Memos für den Weltverband. Es gebe da »passende Länder ... ohne oder mit nur geringer Gewinnsteuer«. Allerdings könne das »Reputationsrisiken für die Fifa auslösen«.

Der übliche Weg wäre wohl gewesen, dass die Fifa eine Beraterfirma einschaltet. Die hätte bewertet, was der Verband für die neuen Turniere und das Digitalpaket einnehmen könnte. Und natürlich, welche Risiken im Deal lauern. Eine gründliche Studie, so was dauert aber. Infantino sparte sich das erst mal. Alles hoppla-hopp. So wurden in vier Monaten aus vagen Vorschlägen halbgeplante Pläne. Trotzdem legte Infantino sie im März dem Fifa-Rat vor. Tempo, Tempo, man habe nur 60 Tage Zeit, das Angebot anzunehmen, behauptete Infantino.

Da machte selbst der Fifa-Rat nicht mehr mit, und Infantino verschob die Sache lieber auf die Zeit nach der WM in Russland. Dass die 60-Tage-Frist damit platzte – plötzlich kein Problem mehr. Der Investor habe mehr Zeit eingeräumt, hieß es im Mai. Infantino nutzte die Zeit, um in einem Brief Sorgen der Funktionäre zu

zerstreuen: Die Fifa behalte die Kontrolle über beide Turniere, sie werde in der Dachfirma immer das Sagen haben.

Doch auch beim Treffen in Kigali Ende Oktober sperrte sich der Rat. Er beschloss nur eine Taskforce, einen Arbeitskreis, der bis März an den Plänen herumdoktern soll. Infantino musste zugeben, dass die Fifa »die Dinge besser« hätte anpacken können. Und auch Berater von J. P. Morgan hat sie nun eingeschaltet, für eine Marktstudie. Es sah auf den ersten Blick nach einer Schlappe für Infantino aus, seiner größten im Amt; einmal lief es nicht so, wie er es ausgeheckt hatte.

Aber vielleicht sah es auch nur so aus. Infantino wäre nicht Infantino, wenn er nicht vorangehen würde, selbst wenn er schon zu weit gegangen ist. Ob er in Kigali Zeit verloren oder nur Zeit gewonnen hat, um »Trophy« durchzusetzen, wird sich noch zeigen. Kopf der Taskforce wird jedenfalls mal wieder nicht Generalsekretärin Samoura. Sondern Infantino.

HEIMATBASIS

Wer will, kann noch lange weitergründeln, in Infantinos Entscheidungen, in seinem Charakter. Etwa nach der Kälte der Macht: »Einige Angestellte«, erzählt ein Fifa-Mitarbeiter, »erhielten eine Mail, wonach wir den Präsidenten siezen sollten. Manche hatten ihn zuvor über Jahre geduzt.« Oder nach selbstherrlichen Anwendungen: »Infantino will Jasager, das ist genau die Sorte Leute, die ihn heute umgeben«, so ein Fifa-Insider. Oder nach einem taktischen Verhältnis zur Wahrheit: »Er ist extrem überzeugend im persönlichen Gespräch. Sie glauben ihm alles. Bis Sie schwarz auf weiß das Gegenteil erfahren.«

Aber vielleicht hat man den wahren Infantino bis jetzt, bis zu diesem Punkt der Geschichte, auch nur zu lange in der großen Welt gesucht. In Zürich, in Deutschland, in Russland, in Kolumbien. Vielleicht hat man sich zu sehr an der Weltbandsversion des Gianni Infantino abgearbeitet.

Zeit zum Atemholen, Zeit für Brig. Die Luft zum Atemholen ist in Brig übrigens ganz hervorragend.

Rinaldo Arnold, der Präsident des FC Brig-Glis, sitzt im Klubhaus, draußen Stehtische von Coca-Cola, drinnen billige Stahlrohrstühle, das Flachdach liegt auf rohen Holzbalken, an die altgediente Kicker ihre ausgelatschten Fußballschuhe genagelt haben.

Hier spielt keiner für Geld, nur aus Liebe zum Spiel, und hier, sagt Arnold, fühle sich der Gianni doch immer noch am wohlsten. »Der Gianni will den Fußball voranbringen, es geht ihm nicht um sich, er fällt keine Entscheidungen, um seine persönliche Situation zu verbessern, sondern um den Fußball besser zu machen.«

Also alles nur ein großes Missverständnis? Ist Infantino ein Präsident, der für den Fußball tut, was er kann? Vielleicht nicht das Beste, aber das Bestmögliche in einer Welt, in der Fußball längst zum Spielball von Politikern, Milliardären, Konzernbossen geworden ist? Dann wäre Infantino in Wahrheit ein Fußballromantiker, der erkannt hat, dass im brutalen Gezerre um den größten Sport auf Erden allein ein Pragmatiker und Machtinstinktler den Fußball verteidigen kann.

Hat man den wahren Infantino nur zu wenig in Brig gesucht?

Doch selbst das kleine Brig ist kein Winkel mehr im Reich des Gianni Infantino, in dem er dem Spiel die Unschuld bewahrt hätte. Denn es gibt da eine Mail, am 25. Mai 2016 hat sie Rinaldo Arnold an seinen großen Freund geschrieben: »Ich möchte mich einmal noch bedanken für die Einladung nach Mexico. Es war interessant und spannend. Auch herzlichen Dank für die Billette für den Champion Leaguefinal. Mein jüngerer Sohn geht mit meiner Frau, da ich an einem Anlass des FC (Brig-Glis –Red.) teilnehmen muss.«

Arnold ließ sich demzufolge zum Fifa-Weltkongress nach Mexiko und zum Champions-League-Finale in Mailand einladen, beides im Mai 2016. Es gibt auch Hinweise auf einen Trip zur Klub-WM in Japan 2015. Außerdem sah er im Sommer bei der Fußballweltmeisterschaft das Spiel Spanien gegen Russland. Stolz stellte er ein Foto auf seine Facebook-Seite, das ihn mit Spaniens König Felipe VI. zeigt. Ein Foto aus jenem VIP-Bereich, in dem Sitze nicht verkauft, nur vergeben werden.

Wer also finanzierte Arnolds Vergnügensreisen durch die Fußballwelt, wie viel waren sie wert? Arnold sagt dazu nichts, die Fifa lässt das meiste offen: »Herr Arnold ist ein persönlicher Bekannter von Herrn Infantino und war als sein Gast eingeladen.« Wie oft, zu welchen Spielen, zu welchen Kosten? Schweigen.

Das alles wäre schon schwer zu erklären, wenn Arnold nur ein guter Kumpel wäre, dem Infantino auf Fifa-Kosten etwas zuschustern würde. Aber Arnold ist leitender Oberstaatsanwalt, Chef der Ermittlungsbehörde im Oberwallis. Ein Beamter, der aufpassen muss, was er annehmen darf. Und erst recht, dass nicht der Eindruck entsteht, er würde sich als Staatsanwalt für solche Geschenke auch noch erkenntlich zeigen.

FEUERWEHREINSATZ

Im Frühjahr 2016 verrutschte diese Grenze offenbar. Am 22. März traf sich Infantino in einem Hotel in Bern mit dem Bundesanwalt Michael Lauber. Der leitete die Kor-

ruptionsermittlungen in Sachen Fifa, und Infantino, neu im Amt, wollte mit ihm ins Gespräch kommen. Übermittelt hatte den Wunsch für die Fifa: Oberstaatsanwalt Arnold. Er saß dann sogar mit am Tisch, aufseiten Infantinos.

Kurz danach eine Razzia bei der Uefa: Schweizer Ermittler stiegen einem ominösen Fernsehdeal aus der Zeit hinterher, als Infantino noch für den Europaverband arbeitete. Sein Name stand unter einem Vertrag, auch wenn er offenbar nichts mit den Verhandlungen zu tun gehabt hatte. Wieder ein Feuerwehreinsatz für Arnold.

Ein paar Tage nach der Razzia reichte er seinem Freund Gianni eine Pressemitteilung der Bundesanwaltschaft weiter. André Marty, ihr Sprecher, hatte sie ihm gegeben. Arnold in einer Mail an Kumpel Gianni: »Somit ist klar, dass ein Verfahren gegen Unbekannt und keinesfalls gegen Dich ergangen ist.« Gleichzeitig bot Arnold Hilfe an: »André hat mir auch gesagt, dass in den nächsten Tagen eine Sitzung zwischen der Bundesanwaltschaft und der Fifa stattfinden wird ... Ist dies zutreffend? Wenn ja, sollte ... das weitere Vorgehen direkt dort besprochen werden. Auch ob wir/Du Strafklage gegen Unbekannt wegen übler Nachrede einreichen sollten.«

Fünf Stunden später wieder eine Mail: »Hallo Gianni, wenn Du willst, kann ich mal versuchen zu erreichen, ob die Bundesanwaltschaft eine Medienmitteilung machen würde, die sagt, dass gegen Dich kein Verfahren am Laufen ist.« Und zwei Tage danach: »Wichtig ist nun die Sitzung in zwei Wochen. Wenn Du willst, kann ich Dich wiederum begleiten.«

Das klingt, als wäre ein Schweizer Staatsanwalt nur zu gern im Amt zu Diensten. Arnold spricht dagegen von einem »rein privaten Kontakt zu Herrn Infantino«, mit seiner Arbeit als Ermittler habe das alles nichts zu tun gehabt. Auch der Generalstaatsanwalt für das Wallis findet nichts dabei. Und was die mutmaßlichen Geschenke angeht, Tickets, Reisen, zu denen Arnold nichts sagt – da scheinen die Schweizer Verhältnisse ebenso speziell. In Deutschland wäre das ein Fall für Ermittlungen. Verdacht der Vorteilsnahme. In der Schweiz, so die vorgesezte Behörde, gebe es keine gesetzlichen Regeln, was ein Staatsanwalt annehmen dürfe.

Auch das »Ciao Capo«, »Hallo, Boss«, mit dem Arnold sein Idol Infantino in einer Mail anspricht, fällt vermutlich bei einem Schweizer Oberstaatsanwalt unter Folklore. Capo, so werden Mafiaanführer genannt. Dass die Fifa unter Infantino noch immer eine Mafia sei, eine »Ma-Fifa«, dafür finden sich inzwischen wieder viele, die das bezeugen. Aber erst hinter dem Ortsausgangsschild von Brig.



MORITZ RICHTER

WEITWINKEL

Der letzte Gegner

Die Balkanroute ist nahezu dicht – drei Jahre nachdem im Sommer 2015 Hunderttausende Flüchtlinge in die EU kamen. Für viele Politiker ist das ein Erfolg. Aber um welchen Preis? In Bosnien-Herzegowina an der kroatischen Grenze warten noch immer Flüchtlinge und Migranten und hoffen darauf, in die EU zu gelangen. Doch sie bekommen keine Hilfe, sondern müssen erleben, wie sich die EU gegen Migration abzuschotten versucht – zur Not mit Gewalt.

Sehen Sie die Visual Story im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



JETZT DIGITAL LESEN

Pakt mit den Scheichs

Financial Fair Play Wie Gianni Infantino als Uefa-Generalsekretär verhinderte, dass Manchester City und Paris Saint-Germain aus der Champions League verbannt wurden

Es war zehn Minuten vor Mitternacht, als Gianni Infantino am 2. Mai 2014 eine Mail an den Boss von Manchester City schickte. »Entschuldigung für meine Post am späten Freitagabend«, begann Infantino sein Schreiben an Khaldoon Al-Mubarak, den Vorstandsvorsitzenden des Klubs.

Es ging um den drohenden Ausschluss von Manchester City aus der Champions League. Der Klub hatte gegen das sogenannte Financial Fair Play verstoßen – die Budgetregeln der Uefa für alle Vereine, die sich für die europäischen Wettbewerbe qualifiziert hatten.

Doch Infantino beruhigte Mubarak, einen der einflussreichsten Geschäftsmänner Abu Dhabis und engen Vertrauten der Herrscherfamilie. Der Generalsekretär der Uefa skizzierte Seiner Exzellenz Vorschläge, wie Manchester City möglichst schadlos aus der Bredouille kommen könnte: durch einen Vergleich mit dem Verband, ein sogenanntes Settlement.

»Du wirst sehen, dass ich manchmal einen Ausdruck gewählt habe, der etwas »strenger« aussieht«, schrieb Infantino in devotem Ton, an der einen oder anderen Passage könne man durchaus noch feilen. Sein Appell deshalb: »Bitte lies das Dokument in genau diesem Geist.« Selbstverständlich, schrieb Infantino weiter, sei dieses Schreiben »nur zwischen uns«, streng geheim also. »Ich möchte Dir für Dein Vertrauen danken, und Du weißt: Du kannst auch mir vertrauen.« Seine Mitternachtsgedanken schloss Infantino mit der aufmunternden Zeile: »Lass uns positiv sein!«

Die Tage im Mai 2014 waren für den europäischen Vereinsfußball eine Zäsur, und Gianni Infantino, der heutige Präsident des Weltfußballverbandes Fifa, spielte dabei eine entscheidende Rolle. Eine schmierige.

In der Saison 2013/14 hatten alle für Champions League und Europa League qualifizierten Klubs vor der Uefa erstmals ihre Bücher offenlegen müssen. Grundlage war das Financial Fair Play (FFP), ein Regelwerk, das der Franzose Michel Platini zum Prestigeprojekt seiner Uefa-Präsidentschaft gemacht hatte.

Für die Einführung des FFP gab es viele gute Gründe. Einer der schlagkräftigsten

war, die Klubwettbewerbe vor den Geldströmen zu schützen, mit denen Oligarchen aus Russland, Milliardäre aus den USA und Scheichs aus der arabischen Welt sich in Vereine eingekauft hatten und nun den Fußballmarkt fluteten. Traditionsklubs, die sich nicht kaufen lassen wollten, hatten gegen die Neureichen und ihr Finanzdoping kaum noch eine Chance.

Die FFP-Regeln legten fest, dass das Defizit eines Klubs in den Spielzeiten von 2011 bis 2013 nur noch bei insgesamt 45 Millionen Euro liegen durfte, in den drei darauffolgenden Saisons nur noch bei akkumulierten 30 Millionen. Zudem mussten Vereine fortan nachweisen, dass Sponsoringverträge, die sie mit Firmen unter Kontrolle ihrer neuen Besitzer abgeschlossen haben, marktübliche Konditionen aufweisen.

Gegen neun Klubs hatte die Uefa monatelange Untersuchungen geführt, weil sie im Verdacht standen, die neuen Haushaltsregeln massiv verletzt zu haben oder weiter zu verletzen. Darunter waren Manchester City und Paris Saint-Germain, zwei Topadressen des europäischen Fußballs. Manchester City war 2008 in den Besitz der Herrscherfamilie von Abu Dhabi übergegangen, bei Paris Saint-Germain war 2011 das Emirat Katar eingestiegen.

Präsident Platini und sein Generalsekretär Infantino hatten in Interviews mit markigen Worten zu verstehen gegeben, dass Klubs, die gegen die FFP-Bestimmungen verstießen, hart sanktioniert würden. Die empfindlichste Strafe: ein Ausschluss aus der Champions League. Umso ernüchterter war die Fußballwelt, als sich die Uefa im Mai 2014 mit Manchester City und Paris Saint-Germain auf Settlements einigte.

Die Verhandlungen liefen damals streng vertraulich. Dank der Enthüllungsplattform Football Leaks lässt sich nun genau rekonstruieren, welch enormen Druck die Machthaber aus Abu Dhabi und Katar auf die Uefa ausgeübt haben. Manchester und Paris begegneten fast jedem Schritt des Verbandes mit Drohungen.

Der entscheidende Verbündete der beiden Scheichklubs war der Mann, der als Uefa-Generalsekretär zur Neutralität verpflichtet gewesen wäre: Gianni Infantino. Aus den Unterlagen von Football Leaks

geht hervor, wie skrupellos sich der Schweizer auf die Seite zweier neureicher Klubs schlug, die die Regeln des Financial Fair Play nicht nur missachteten. Sie verachteten sie.

Während der laufenden FFP-Verfahren traf sich Infantino mehrmals zu Geheimgesprächen mit den Klubbossen aus Paris und Manchester. Er fütterte sie mit vertraulichen Details. Er schlug Kompromisse vor, zu denen er nicht befugt war. Kurzum: Er verriet seine eigene Organisation.

So wie sich die Dokumente lesen, hintertrieb Infantino mit seiner Einmischung ganz gezielt die Arbeit des Gremiums, das die Financial-Fair-Play-Regeln überwachen und das Strafmaß für potenzielle Regelbrecher vorschlagen sollte. Es trägt einen etwas sperrigen englischen Namen: Club Financial Control Body.

Dieses Gremium hat zwei Organe. Eines ist die Untersuchungskammer. Sie kann ein Verfahren gegen einen Klub einleiten und bei groben Verstößen ein Strafmaß vorschlagen. Das andere Organ ist die rechtsprechende Kammer. Sie fällt das Urteil. Die Untersuchungskammer kann ein Settlement mit einem Klub beschließen. Entscheidend ist ihre Unabhängigkeit: Weder die Geschäftsführung noch das Präsidium der Uefa dürfen zu irgendeinem Zeitpunkt Einfluss auf die Wächter des Financial Fair Play ausüben.

Genau diese rote Linie hat Infantino im Frühjahr 2014 überschritten. Laut den internen Dokumenten diente er als williger Vollstrecker zweier Klubs, die die Prüfer der Uefa kaltstellen wollten.

Die Untersuchungskammer des Club Financial Control Body bestand in der Saison 2013/14 aus acht Mitgliedern. Ihr Chef war der frühere belgische Ministerpräsident Jean-Luc Dehaene, der jedoch Anfang 2014 schwer erkrankte. Seinen Posten übernahm der Schotte Brian Quinn, ein Wirtschaftsexperte, der im Direktorium der Bank von England gearbeitet hatte und nach der Jahrtausendwende Vorstandsvorsitzender des Traditionsklubs Celtic Glasgow geworden war.

Paris Saint-Germain musste im Juli 2013 der Untersuchungskammer erstmals seine Bilanzen offenlegen. Ein Jahr zuvor hatte der staatliche Konzern Qatar Tourism Authority (QTA) mit dem Verein ein »Agreement for the Promotion of the



WIR VER- STOSSEN SO ODER SO GEGEN DIE REGELN



Khaldoon Al-Mubarak

Image of Qatar« abgeschlossen, das fünf Jahre lief und PSG durchschnittlich 215 Millionen Euro pro Jahr einbringen sollte.

Eine irrsinnige Summe, weit entfernt von der Marktlage und bar jeder wirtschaftlichen Vernunft für das Unternehmen in Katar. Zum Vergleich: Die Deutsche Telekom zahlte dem FC Bayern damals als Hauptsponsor jährlich 29 Millionen Euro. Offenbar sollte der Werbevertrag nur als Fassade dienen, damit die Katarer möglichst viel Geld in den Verein pumpen konnten.

Die Vereinbarung mit dem katarischen Tourismusverband umfasste nur fünf Seiten. Demnach sollte Paris Saint-Germain Werbung für das Emirat machen und »jährlich auf Bitte von Katar an seinen PR-Aktivitäten teilnehmen«. Ansonsten wurde keine Gegenleistung für QTA vereinbart: kein Schriftzug auf den Vereinstrikots, keine Werbung im Stadion, kein Hinweis auf der Homepage des Klubs. Der wahre Zweck der exzessiven Zahlungen

war ein anderer, auch das ist in dem Agreement nachzulesen: Mit dem Geld der Qatar Tourism Authority sollten Spieler gekauft werden. Paris Saint-Germain sollte so helfen, Katar »zu einem der wichtigsten Player in der Sportwelt« zu machen. PSG erklärt dazu auf Anfrage, dass es sich nicht um einen Sponsorenvertrag handle, sondern um »Nation branding« – Marketing für ein ganzes Land. »Nation branding hat, verglichen mit traditionellen Sponsorings, eine andere Größenordnung«, schreibt die Klubführung.

Nach der Übernahme von PSG hatten die Katarer exakt diese Ziele in einem vertraulichen »Strategieplan 2012–2017« definiert. Es ging darum, den Verein »zu einem der fünf besten europäischen Fußballklubs« zu machen und mit der Strahlkraft der Stars, die PSG verpflichten sollte, das Image des Emirats als Ausrichter der Fußball-WM 2022 weltweit aufzupolieren. So geschah es: Der Klub verpflichtete mit dem Geld aus Katar umgehend Superstar

Zlatan Ibrahimović, weitere spektakuläre Transfers wie die von Ezequiel Lavezzi und Edinson Cavani folgten.

Die Uefa-Ermittler sahen in dem Milliardendeal mit der Qatar Tourism Authority offenbar von Anfang an einen klaren Regelbruch des Financial Fair Play. Sie waren skeptisch gegenüber Vereinen, deren Sponsoringeinnahmen fast ausschließlich aus Staatsfirmen flossen, die von den Klubeigentümern kontrolliert wurden.

Die FFP-Untersuchungskammer entsandte Experten der Wirtschaftsprüfungsfirma Deloitte in die Geschäftsstelle von Paris Saint-Germain, die drei Tage lang noch einmal sehr genau die Bilanzen durchforsteten. Die Auditoren bescheinigten PSG-Generaldirektor Jean-Claude Blanc, dass sie den Partner QTA als »verwandte Partei« betrachteten.

Noch so ein Begriff, der den Fußballbossen in Paris schwer auf die Nerven ging: »verwandte Partei«. Er bedeutet, dass die Vertragspartner personell und organisato-

LASS UNS POSITIV SEIN



risch zu eng miteinander verwoben und die vermeintlichen Sponsoringzahlungen in Wahrheit versteckte Finanzspritzen für die Klubs sind.

Zu diesem Schluss kamen auch fünf unabhängige Gutachter, die den QTA-Vertrag im Auftrag der Untersuchungskammer analysierten. Die Urteile waren vernichtend für Paris Saint-Germain. So bemäht die Agentur Octagon, einer der wichtigsten Sportvermarkter weltweit, den »fairen Marktwert« des Vertrags auf gerade einmal 2,78 Millionen Euro – ein Achtzigstel der Summe, die Katar an PSG zahlte. »Auf der Grundlage herkömmlicher Klugheit oder Praxis«, schrieben die Marketingexperten, würde »kein anderer rationaler Sponsor so viel Geld für diese Art von Gegenleistung entrichten«. Und weiter: »QTA zahlt einen Preis, der hochinflationär in diesem Sport ist.«

Am 21. Februar 2014 informierten die Uefa-Ermittler den Klub, dass die Untersuchungskammer die Bilanzen von Paris Saint-Germain wegen Verstoßes gegen die Regeln des Financial Fair Play weiter prüfe. Anfang März bestellte Uefa-Ermittler Quinn die Vereinsbosse zu einer Anhörung in die Verbandszentrale nach Nyon am Genfer See ein.

Im April erklärte ein vorläufiger Abschlussbericht, dass der »maximale faire Wert« des QTA-Vertrags bei drei Millionen Euro liege. Das schuldhaft Defizit für die zwei Spielzeiten von 2011 bis 2013 wurde demnach auf »mindestens 215 Millionen Euro« berechnet. Die Kammer erwog, den Fall an die rechtsprechende Kammer des Club Financial Control Body weiterzuleiten.

Doch das ist niemals geschehen. Stattdessen schwächten hochrangige Mitarbeiter der Uefa-Administration die härtesten

Urteile des Berichts ab – und hielten das brisante Dokument in Nyon zurück.

Warum, ist unklar. Sicher ist nur, dass die Bosse von Paris Saint-Germain zu diesem Zeitpunkt schon seit Wochen geheime Gespräche mit Uefa-Generalsekretär Gianni Infantino führten.

Bereits im Februar 2014 hatte PSG-Generaldirektor Blanc mit Beratern beschlossen, dass der katarische Klubchef Nasser Al-Khelaifi so schnell wie möglich ins Hauptquartier der Uefa reisen und sich dort mit Infantino und Verbandspräsident Platini treffen solle. Blanc hatte schon lange vor Beginn der Finanzuntersuchungen dafür plädiert, massiven juristischen Druck auf die Uefa auszuüben.

Am 27. Februar kam es zu einem geheimen Meeting in Nyon, an dem neben Blanc, Khelaifi und Infantino auch Platini teilnahm – den die PSG-Bosse in ihrer internen Kommunikation immer nur den »Top Guy« nannten. Aus den Football-Leaks-Unterlagen lässt sich erahnen, wie drohend der katarische Klubboss auftrat. Demnach soll er Platini zu Beginn des Gesprächs gewarnt haben, dass dieser wohl kaum ein Interesse daran haben könne, Katar durch den Klub zu attackieren.

Die Stimmung blieb gereizt. Infantino empfahl seinen beiden Gästen, mit den Finanzermittlern der Untersuchungskammer auf eine gütliche Einigung hinarbeiten. Das lehnten Khelaifi und Blanc entschieden ab. Ein Settlement, so ihre Forderung, könne mit ihnen »nur auf höchster Ebene« verhandelt werden – also mit Infantino und dem »Top Guy« Platini.

Ein anmaßender Vorstoß – bedeutete er doch, die FFP-Untersuchungskammer

zu hintergehen. Statt die Forderung zurückzuweisen, ließen sich Platini und Infantino auf die Hinterzimmerdiplomatie mit den Katarern und deren französischen Statthaltern bei PSG ein.

Vor der Veröffentlichung haben die Recherchepartner des EIC-Netzwerks den europäischen Fußballverband und PSG mit diesem Vorwurf konfrontiert. Sowohl der Verband als auch der Klub antworteten mit einem Auszug aus dem Uefa-Reglement, in dem es heißt, dass die Administration die Arbeit der Klubkontrolleure mit Personal und Infrastruktur unterstützen dürfe. Diese Regeln besagen auch, dass die Kammern »unabhängig« sind.

Ein Anwalt, der für die Uefa arbeitete, versorgte PSG rasch mit vertraulichen Informationen aus der Untersuchungskammer. Dieser Jurist traf sich am 21. März 2014 mit Repräsentanten von Paris Saint-Germain. Die Haltung der PSG-Seite war knallhart: keine Schuldanerkennung beim Financial Fair Play. Den Klubeigentümern war es besonders wichtig, ohne Imageschaden davonzukommen. Aus den Dokumenten geht hervor, dass der Uefa-Anwalt klein beigab und den Verein um Vorschläge bat, wie das Problem aus der Welt zu schaffen sei.

In den Wochen danach kam es zu mehreren geheimen Aussprachen zwischen Infantino und PSG-Generaldirektor Blanc. Anfang April trafen sie sich in London, wo der Uefa-Mann offenbar feste Zusagen für ein Settlement machte. Seine wichtigste Bedingung: PSG müsse den Wert des QTA-Vertrags auf 100 Millionen Euro jährlich reduzieren – was immer noch mehr als 30-mal so viel war wie der »faire Wert«, den die Gutachter von Octagon ermittelt hatten.

Bei einem Geheimtreffen im Rahmen des französischen Ligapokalfinals zwischen Paris Saint-Germain und Olympique Lyon am 19. April einigte man sich aufs Kleingedruckte. Demnach sollte der Klub die Differenz von 115 Millionen Euro mit neuen Sponsoren, wiederum überwiegend aus Katar, ausgleichen dürfen. Darüber wollte man sich verständigen, ohne es im Settlement festzuhalten.

Im Gegenzug forderte Infantino wohl, dass der Wortlaut eines Settlements streng genug formuliert werden müsse, damit die Uefa mit dem Deal nicht ihr Gesicht verliere. Es war ein Verhandlungssieg für PSG – und ein Beleg dafür, wie Infantino im Frühjahr 2014 die Kontrolleure des Financial Fair Play hintergangen hat.

Es blieb nicht bei der Kollaboration mit dem französischen Spitzenklub. Auch mit den Eigentümern von Manchester City verhandelte Infantino hinter dem Rücken der unabhängigen Finanzprüfer. Am Ende kam es zum Zerwürfnis mit

Brian Quinn, dem Vorsitzenden der Untersuchungskammer.

In Manchester wussten sie seit Mai 2013, dass die neuen Financial-Fair-Play-Regeln sie schwer in Bedrängnis bringen würden. Schon zwischen 2009 und 2011 hatte der Verein 451 Millionen Euro Miese gemacht. »Wir verstoßen so oder so gegen die Regeln«, schrieb Finanzdirektor Andrew Widdowson, »wir verlassen uns nur auf mildernde Umstände, um durchzukommen.«

Im Januar 2014 hatten die Uefa-Kontrollure die Wirtschaftsprüfer von PricewaterhouseCoopers (PwC) nach Manchester geschickt. Das Ergebnis war ein Desaster. 84 Prozent der »sonstigen kommerziellen Einnahmen« stammten von Sponsoren aus Abu Dhabi. Dem Bericht zufolge verschwieg der Klub der Uefa außerdem bei einem Jahresabschluss Kosten in Höhe von knapp 35 Millionen Euro.

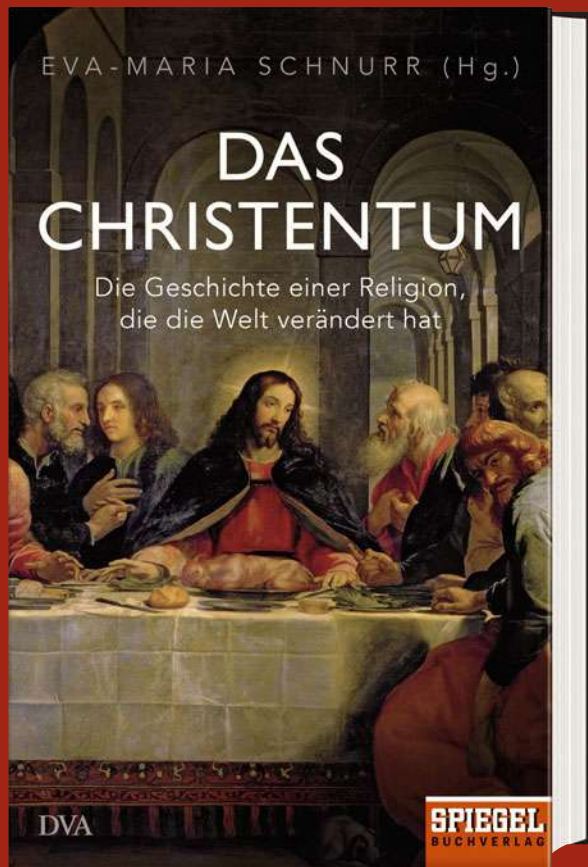
Auf Druck reagierte Manchester City reflexhaft: mit Gegendruck. Die Klubanwälte behaupteten: »Der PwC-Report weist gravierende Fehler auf, enthält zahlreiche irriige Interpretationen der Regeln, falsche Annahmen, Rechtsfehler und irrtümliche Schlussfolgerungen.« Sie forderten die Wirtschaftsprüfer schließlich auf, weite Teile ihres Reports zu ändern oder zu streichen. PwC weigerte sich, was Manchesters Anwälte noch mehr erzürnte.

Mitte März verhandelte Ferran Soriano, der Geschäftsführer von Manchester City, mit Infantino. Er drohte der Uefa, vor Gerichten der Europäischen Union gegen die Financial-Fair-Play-Regeln vorzugehen. In einem internen Memorandum hielten die Klubjuristen fest: Käme es mit der Untersuchungskammer nicht zu einer »vernünftigen gütlichen Einigung«, habe ManCity »keine andere Wahl, als die Uefa an allen rechtlichen Fronten zu bekämpfen«. Der Klub erwarte »eine Warnung, aber keine weiteren Maßnahmen«.

Dabei sah die Faktenlage für Manchester City ziemlich düster aus. Die Vermarktungsexperten von Octagon, die im Auftrag der FFP-Kontrollure schon Paris Saint-Germain ein vernichtendes Zeugnis ausgestellt hatten, hielten auch bei den Engländern drei von vier Sponsorenverträgen mit Firmen aus Abu Dhabi für »signifikant überbewertet«. Demnach lagen diese Vereinbarungen, die dem Verein mehr als 50 Millionen Euro einbrachten, bis zu 80 Prozent über Marktwert. Nach einer weiteren Visite in Manchester stellten die PwC-Prüfer fest: Zwei Sponsoren seien mit Manchester City »verwandte Parteien«. Wie bei Paris Saint-Germain.

Doch zu diesem Zeitpunkt war Infantino schon dabei, die Untersuchungskammer auszumanövrieren. Mit Geschäftsführer Soriano vereinbarte er Anfang April ein Treffen zweier Anwälte, einer vertrat

EIN GLAUBE EROBERT DIE WELT



256 Seiten mit s/w-Abb. · Gebunden mit SU
€ 20,00 (D) · Auch als E-Book erhältlich

SPIEGEL-Autoren, Kirchenhistoriker und Theologen erzählen die mehr als 2000-jährige Geschichte einer weltverändernden Religion:

Sie zeichnen den Aufstieg des Christentums von der jüdischen Sekte zur Weltreligion nach, beleuchten Irrungen, Seitenwege und Reformen und zeigen, warum das Christentum bis heute ein Hauptfaktor abendländischer Identität ist.

Manchester City, der andere die Uefa. Sie verständigten sich darauf, dass der Klub einen Vorschlag für eine gütliche Lösung machen sollte. Das war so, als ob ein Bankräuber dem Staatsanwalt ein angemessenes Strafmaß unterbreiten würde.

Ein Jurist empfahl den Bossen von Manchester City eine Strategie: Es solle ein Deal erreicht werden, mit dem der Klub leben könne, ohne Fehlverhalten zugeben zu müssen. »Wir müssen so viel Druck wie möglich ausüben, der Uefa dabei aber immer einen Ausweg bieten.«

Am 15. April informierte Soriano den Vereinsboss Mubarak, dass es ein erneutes Meeting der Schweizer Anwälte geben werde: »Ich hatte ein gutes Telefonat mit Gianni Infantino, bei dem wir uns geeinigt haben, wie wir die Anwälte anleiten wollen: ein Settlement auszuhandeln, das mehr als eine Warnung ist und als effektiv wie überzeugend angesehen werden kann, das Geschäft von Manchester City aber nicht dramatisch beeinträchtigt.«

Am Ende des Monats war der Verein offensichtlich noch nicht zufrieden mit den Verhandlungsfortschritten. Der Klubanwalt Simon Cliff schrieb in einer Mail, dass sich Vereinschef Mubarak gegenüber Infantino gegen eine mögliche Geldstrafe gewehrt habe. »Khaldoon sagte, dass er lieber 30 Millionen für die besten 50 Anwälte der Welt ausgibt, um die Uefa für die nächsten zehn Jahre zu verklagen.« Der Fußballverband habe nun die eine Möglichkeit, »die Zerstörung seines Regelwerks und seiner Organisation zu verhindern«.

Dann kam der 2. Mai 2014.

Sowohl Paris Saint-Germain als auch Manchester City erhielten Post von der Untersuchungskammer des Club Financial Control Body. Unterzeichner dieser Schreiben war jedoch nicht Brian Quinn, der Vorsitzende der FFP-Kontrollure. Der Schotte war am selben Tag im Uefa-Hauptquartier in Nyon von seinem Posten als Chefermittler zurückgetreten – weil er die Settlements angesichts des Ausmaßes der Regelverstöße für zu mild hielt. Für Quinn sprang der Italiener Umberto Lago ein – und die Kammer segnete den Deal letztendlich ab.

Paris Saint-Germain war am Ziel, der katarische Vereinsboss Nasser Al-Khelaifi unterschrieb ein Settlement-Agreement. Der Klub hatte in den zwei zurückliegenden Spielzeiten zwar ein Defizit von 218 Millionen Euro aufgetürmt. Dennoch fiel das Strafmaß grotesk mild aus: 20 Millionen Euro. Kleingeld für die Scheichs.

Komplizierter gestaltete sich die Einigung mit Manchester City, auch für Gianni Infantino. Das Defizit lag laut Uefa bei mindestens 188 Millionen Euro, und noch gab es keine Aussicht auf ein Settlement. Sollte bis Mitte Mai keine gütliche Lösung

gefunden sein, schrieb Umberto Lago, würde der Fall an die rechtsprechende Kammer des Club Financial Control Body übergeben. Dann drohe der Ausschluss aus der Champions League.

Das war der Grund, warum Gianni Infantino Manchester-Boss Khaldoon Al-Mubarak kurz vor Mitternacht seine devote »Lass uns positiv sein!«-Mail schickte. In Manchester hatte der Wind sich nämlich rapide gegen den Strippenzieher vom Genfer See gedreht.

Am 9. Mai traten die Bosse von Manchester City zu einem Termin vor der Untersuchungskammer in Nyon an. Tags



zuvor hatten sich Vereinsboss Mubarak und Geschäftsführer Soriano zu einem geheimen Meeting mit Infantino in London getroffen, um Details einer Einigung vorzubereiten. Doch die Zusammenkunft in der Uefa-Zentrale blieb erfolglos.

Das Treffen in Nyon sei »eine Schande« gewesen, und der Deal, den sie mit Infantino ausgehandelt hätten, sei von der Untersuchungskammer ignoriert worden, polterte Simon Cliff, der Chefjurist des Klubs. Er verschickte ein streng vertrauliches Memorandum. Es trug die Überschrift »Mögliche juristische Schritte«.

Cliff erwow eine Klageflut. Er meinte, dass »die Uefa nur auf Aggression reagiert«, wollte Platini und Infantino wegen Amtsmissbrauchs und Interessenkonflikten vor Schweizer Gerichte zerren, die Wirtschaftsprüfer von PwC regelrecht zerschmettern. Es sei möglich, schrieb er, dass eine Klage »die ganze Firma innerhalb von Wochen zerstört. Wenn sie unter Druck sind, könnten sie womöglich die Uefa auf Schadensersatz verklagen und, falls sie

dennoch kollabieren, könnten alle ihre Gläubiger die Uefa verklagen.«

Am 11. Mai 2014 gewann Manchester City am letzten Spieltag den Titel in der Premier League, es war die zweite Meisterschaft in drei Jahren. Tags darauf schrieb Infantino dem Klubchef Mubarak: »Leider wurde ich informiert, dass die Ermittlungskammer die Positionen für zu weit entfernt hält, um einem Settlement zuzustimmen.« Er bedaure das sehr, fuhr Infantino fort, und schloss mit einer Pointe von machiavellistischer Güte: »Aber die Untersuchungskammer ist ein unabhängiges Organ, und ich muss ihre Entscheidung respektieren.«

Dann erreichte den Klub eine vertrauliche Botschaft von Uefa-Präsident Platini. Er hatte beim Finale der Europa League in Turin mit Patrick Vieira gesprochen, einem Mitglied der französischen Weltmeisterei von 1998, der für Manchester City arbeitete. »Bitte sagt euren Besitzern in Abu Dhabi, dass sie mir vertrauen müssen«, ließ Platini demnach ausrichten: »Wir verstehen und mögen, was sie mit dem Verein tun.« Und tatsächlich: Gianni Infantino machte Manchester City ein neues Angebot für ein Settlement. »Ich fühle mich wie Bill Murray in »Und täglich grüßt das Murmeltier«, lästerte ein hochrangiger Mitarbeiter des Klubs.

Am 16. Mai unterzeichnete City-Geschäftsführer Soriano die Einigung. Das Strafmaß war so glimpflich wie das für Paris Saint-Germain: 20 Millionen Euro. In einer Mail an die Führungskräfte des Klubs schrieb Soriano, dass der Vergleich »uns nicht wesentlich beeinträchtigt«.

In den Jahren nach den Settlements haben PSG und Manchester City zusammen mehr als eine Milliarde Euro für neue Spieler ausgegeben.

Das EIC-Recherchenetzwerk hat Manchester City um eine Stellungnahme zu den Geschehnissen gebeten. Der Klub erklärte, dass er die Fragen nicht kommentieren werde, und sprach von einem »organisierten und eindeutigen Versuch, den Ruf des Vereins zu schädigen«.

Wie zynisch und verächtlich sie bei Manchester City auf die Regelhüter des Financial Fair Play schauten, die sie mit Infantinos Hilfe aus dem Weg geräumt hatten, lässt sich in einer Mail nachlesen, die Klubjurist Cliff verfasste.

Am Tag bevor Soriano für Manchester City das Settlement unterzeichnete, starb Jean-Luc Dehaene, der bis Anfang des Jahres 2014 die Untersuchungskammer des Club Financial Control Body angeführt hatte.

»1 down, 6 to go«, antwortete Cliff einer Mitarbeiterin von Manchester City, die ihn über den Tod Dehaenes informierte: »Einer weg, fehlen noch sechs.«